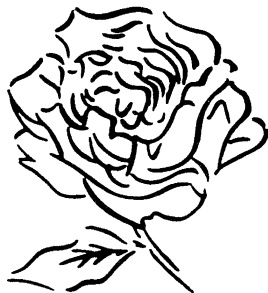


Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Mitgliederversammlung

8. bis 9. August 1997

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren für Mitglieder sind in der Spende enthalten
Einzelheft 20,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des Carolinums Neustrelitz

Amtierender Vorstand:

Vorsitzender: Herbert Schwarz, Fürstenberger Straße 47, 17235 Neustrelitz, Tel. 0 39 81 / 44 71 40

Vertreter: Günther Jonas, Nelkenweg 8, 31675 Bückeburg, Tel. 0 57 22 / 61 59

Schatzmeisterin: Katharina Krage, Carolinum, Hertelstraße 1, 17235 Neustrelitz

Schriftführer: Olaf Müller, Godendorfer Straße 32, 17237 Carpin, Tel. 03 98 21 / 4 07 64

Bankverbindung: Kreissparkasse Mecklenburg-Strelitz, BLZ 150 517 32, Kto.-Nr. 36 003 738

Redaktion und Schriftleitung:

Armgard Bentzin
Waldsiedlung 79, 17235 Neustrelitz
Telefon 0 39 81 / 44 39 72

INHALT

Einladung zum Carolinertreffen und zur Mitgliederversammlung	7
Das Leben als Fahrschüler 1932-35 / <i>Dr. Rudolf Lessing</i>	8
Die „verlorengegangenen“ Jahrgänge / <i>Carl-Friedrich Vahrenkamp</i>	9
Meine Erinnerungen als Neulehrer ... / <i>Bernhard John</i>	10
Festwoche anlässlich des 175. Geburtstages von Heinrich Schliemann / <i>Dirk-Michael Brüllke, Ulrich Beesk</i>	15
Empörter Widerstand auf Schliemann-Kritik / Aus Nordkurier 9. 1. 1997	17
Die Suche nach dem wahren Schliemann / Aus Nordkurier 6. 1. 1997	18
Daniel Sanders Gedenktage in Strelitz-Alt	19
Festvortrag anlässlich des 100. Todestages von Daniel Sanders / <i>Dr. Ulrike Haß-Zumkehr</i>	21
Lag Rethra bei Klein Trebbow? / <i>Valentin Tschepogo</i>	31
De Wach ant Bültbrook / <i>Klaus Giese</i>	43
120 Jahre Eisenbahn in Neustrelitz / <i>Werner Lexow</i>	46
Ein historisches Baudenkmal aus der Pionierzeit der Eisenbahn fiel der Abrißbirne zum Opfer / <i>GSY</i>	49
Das Gymnasium Carolinum informiert aus dem Schulbetrieb	50
Zwei Nachträge zu A. Wagner und W. Karbe / <i>Horst Börjesson</i>	60
Buchbesprechungen	62
Familiennachrichten	67



„Pulverturm“ im Tiergarten – Aquarell von Walter Gotsmann
(dankenswerterweise vom Museum der Stadt Neustrelitz zur Verfügung gestellt)

Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung

Der Vorsitzende beruft gemäß § 9 der Satzung vom 6. September 1991
die ordentliche Mitgliederversammlung 1997 zu

Freitag, dem 8. August, um 16.00 Uhr in der Aula des neuen Carolinums

ein. Die Tagesordnung ergibt sich aus § 9.4 der Satzung.

1. Begrüßung und Totenehrung durch den 1. Vorsitzenden
2. Wahl des Versammlungsleiters
3. Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung
am 6. September 1996
4. Berichte des Vorstandes
5. Entlastung des Vorstandes
6. Wahlen zum Vorstand
7. Beratung und Beschluß über vorliegende Anträge
8. Verschiedenes
9. Bestimmung der nächsten Mitgliederversammlung

Anträge zu TOP 9. sind mit einer Begründung bis zum 10. Juli 1997
beim Vorstand einzureichen.

gez. H. Schwarz
Fürstenberger Straße 47, 17235 Neustrelitz

Nach langem Warten wird in diesen Tagen das neue alte Gebäude übergeben.
So ist unser Treffen in die Festwoche zur Einweihung eingegliedert.

Folgende Veranstaltungen sind in dieser Zeit geplant:

Donnerstag, 7. 8. 97	10.30 Uhr	Feierstunde in der Aula (nur geladene Gäste)
	13.00 Uhr	Eröffnung der Ausstellung
	20.00 Uhr	Schülertreffen der verschiedensten Schülergenerationen in der Aula
Freitag, 8. 8. 97	14.00 Uhr	Führung im neuen Gebäude
	14.00 Uhr	Vorstandssitzung der Altschülerschaft
	16.00 Uhr	Mitgliederversammlung Altschülerschaft
	18.00 Uhr	Enthüllung einer Gedenktafel zu Ehren Daniel Sanders
	17.00 Uhr	Programm zu Ehren Daniel Sanders in der Aula
	20.30 Uhr	gemütliches Beisammensein in der Schule
Sonnabend, 9. 8. 97	10.00 Uhr	Talkshow mit ehemaligen Schülern in der Aula
	11.00 Uhr	Festgottesdienst in der Stadtkirche
	20.00 Uhr	Schulball im Sport- und Freizeitzentrum Kiefernheide

Änderungen vorbehalten

Das Leben als Fahrschüler 1932–1935

In den Jahren 1932–1935 besuchte ich, in Godendorf wohnend, 18 km von Neustrelitz entfernt, das Carolinum. Gleich mir waren etwa 40 Prozent der Schüler in der damaligen Zeit sogenannte „Fahrschüler“. Das bedeutete aber nicht, daß sie morgens mit dem Omnibus abgeholt und zur Schule gebracht wurden, sondern der Anfahrtsweg, häufig noch wesentlich weiter als der meinige, wurde mit der Eisenbahn sowie teilweise noch mit dem Fahrrad zurückgelegt. Jeden Morgen strömten diese Schüler aus vielen verschiedenen Richtungen kommend, dem Carolinum, dem Lyzeum und der Bürgerschule zu. Ein Teil kam mit der Reichsbahn aus Richtung Fürstenberg, die zweite Gruppe aus Mirow bzw. Wesenberg mit der MFWE (Mecklenburgische Friedrich Wilhelm Eisenbahn) bzw. aus östlicher Richtung aus Feldberg oder Woldegk. Für mich bzw. meine Kameraden, die aus Dabelow und Alt-Thymen kommend in Düsterförde einstiegen, begann der Tag schon vor 6 Uhr. Zunächst fuhren wir 4–6 Kilometer mit dem Fahrrad, nicht etwa auf einer Asphaltstraße, sondern auf einem Fahrradweg, der sich ungepflastert durch den Wald schlängelte, zum Bahnhof. Die Räder wurden in einem Holzschuppen in der Nähe des Bahnhofsgebäudes untergestellt, und wir bestiegen den Zug, der uns nach 14 Kilometern Fahrstrecke zum Neustrelitzer Bahnhof führte. Von dort aus bewegte sich dann die Schlange der Schüler zum Lyzeum bzw. zum Carolinum. Nach Schulschluß wurde die Heimfahrt auf dieselbe Weise durchgeführt, so daß man etwa gegen 14.30 Uhr wieder zu Hause war. Wir empfangen das nicht etwa als eine besondere Belastung, obwohl es an sehr heißen Sommertagen und vor allem auch im Winter bei Nebel und Eisesglätte häufig recht anstrengend war. Wir hatten allerdings auch einen Vorteil vor den in Neustrelitz beheimateten Schülern. Wenn wir bei sehr starkem Regen völlig durchnäßt in Düsterförde eintrafen, durften wir wieder nach Hause fahren. Am nächsten Tag mußten wir dann dem Klassenlehrer eine vom Bahnhofsvorsteher unterschriebene Bescheinigung vorlegen, auf der bestätigt wurde, daß wir wegen völliger Durchnässung die Fahrt zur Schule nicht angetreten hatten. Ich erzähle dies nicht, um in alten Erinnerungen zu schwelgen, sondern vor allem auch, um der jüngeren Generation zu zeigen, wie vieles zur damaligen Zeit schwieriger war als heute und wir trotzdem eine ganz hervorragende Ausbildung genossen. Unsere Lehrer waren durchweg hervorragende Pädagogen und ich kann heute mit einem gewissen Stolz darauf hinweisen, daß ich mit 18 Jahren das Abitur bestand und mit 22 Jahren das tierärztliche Staatsexamen abgelegt habe. Als Besucher des Realgymnasiums spreche ich heute noch fließend Englisch und Französisch und traue mir auch zu, den „Caesar“ aus dem Lateinischen zu übersetzen. Ich wünsche dem Carolinum anläßlich seiner Wiedereinweihung alles nur erdenkliche Gute und hoffe, daß die Unterbrechung, die durch politische Ereignisse bedingt war, keinen Einschnitt in der Fortführung unserer Tradition bringt.

Dr. Rudolf Lessing

Die „verlorengegangenen“ Jahrgänge

So möchte ich die Mitschüler bezeichnen, die zwischen 1939 und 1944 in das Carolinum aufgenommen wurden und für die es meines Wissens kein Schülerverzeichnis gibt, sei es, daß in diesen Jahren solche Aufzeichnungen unterblieben oder, sofern vorhanden, in den Nachkriegsjahren verlorengegangen sind. Ich gehöre als Geburtsjahrgang 1931 zu diesen Carolinern, die schon nach wenigen Jahren der Schulzugehörigkeit bei Kriegsende oder in der Folgezeit in alle Winde zerstreut wurden. Gleichwohl hängen viele von ihnen an ihrer alten Schule und versuchen, wieder Kontakte zu ihren ehemaligen Schulkameraden zu knüpfen. Dies ist auch der Hintergrund für die im vorigen Heft Nr. 117 veröffentlichte „Dringende Bitte“, von sich hören zu lassen. Zu diesen Zeilen haben mich das schmucke Äußere des sanierten Schulgebäudes am Glambecker See sowie eine Führung des Schulleiters, Herrn Drauschke, durch das Innere während des letztjährigen Caroliner-treffens im Herbst 1996 angeregt. Nach Besuch der „Knaben Volksschule zu Neustrelitz“ in der Tiergartenstraße meldeten mich meine Eltern 1941 im Carolinum an. Der Unterricht begann nach einer Aufnahmeprüfung im September und brachte mich in der damaligen 1g, also dem gymnasialen Zweig, sogleich auch mit dem Fach „Latein“ in Berührung, zu dem ab der dritten Klasse als Altsprache Griechisch kam. Unser Unterricht fand nach meiner Erinnerung zunächst noch im Gebäude am Glambecker See statt, danach vornehmlich in der „Markt-Schule“ (in dem stilvoll renovierten Haus sitzt seit der Wende die Dresdener Bank) und vorübergehend auch in dem früheren Gaswerk an der Louisenstraße. Bekanntlich hatte die Wehrmacht im Herbst 1939 bei Kriegsbeginn das Gebäude am Glambecker See beschlagnahmt und im wesentlichen als Lazarett genutzt.

Die „Markt-Schule“ war alt und in keinem guten Zustand. Als Klassenzimmer diente uns ein ausgebauter Raum auf dem Dachboden mit einem noch heute vorhandenen Giebelfenster zur Stadtkirche, in den man einige alte Schulbänke gestellt hatte. Allzuviel Platz benötigten wir ohnehin nicht, denn in meiner Klasse war nur etwa ein Dutzend Schüler. Als Lehrer fallen mir noch die Herren Barmwold, Gerlach, Heise, Köhler, Wellhausen, Ohle sowie als Klassenkameraden die Mitschüler Dähn, v. Gersdorff, Hein, v. Hoyningen-Huene, Roewer und Schlauch ein. Zwischen den Stunden herrschte auf dem kleinen Hof hinter dem Schulgebäude stets eine drangvolle Enge. Dort war in einem angrenzenden Nebengebäude auch eine Sammelstelle für Altmaterial eingerichtet worden, bei der wir das von uns Gesammelte, vor allem Metalle abliefern, wozu wir wegen der kriegsbedingten Knappheit an Rohstoffen immer wieder angehalten wurden.

Trotz der insgesamt ungünstigen Verhältnisse war die Schule um einen planmäßigen Unterricht bemüht, was jedoch im Verlauf des Krieges schwieriger wurde. Wir Schüler sahen darin aber nicht nur Nachteile, und hatten beispielsweise nichts dagegen, wenn Unterrichtsstunden wegen Fliegeralarms ausfielen. Sobald sich amerikanisch-englische Bomber-/Jagdverbände Neustrelitz näherten, wurde „Voralarm“ gegeben. Die Schule mußte umgehend geräumt werden und wir Schüler wurden bis zur „Entwarnung“ nach Hause geschickt. Die zahlreichen auswärtigen Schüler blieben während des Fliegeralarms in Neustrelitz bei Freunden und Bekannten. Als sich 1944/1945 die Angriffe verstärkten (bisweilen mehrere an einem Tag), fand der Unterricht nur noch unregelmäßig statt und kam schließlich ganz zum Erliegen. Mein letztes Zeugnis vor Kriegsende erhielt ich am 10. Januar 1945 für das „1. Jahresdrittel 1944/45“. Obwohl zu diesen schulischen Schwierigkeiten noch erhebliche Belastungen anderer Art traten wie etwa Arbeitseinsätze, waren wir jungen Leute durchweg guten Mutes und nahmen die Dinge so hin wie sie nun einmal waren. Im Grunde standen wir damals je nach Veranlagung der Schule wohl genauso gegenüber wie die Schülerinnen und Schüler heute.

Wie schön ist es, sich jetzt mit ihnen und ihren Lehrkräften freuen zu dürfen, daß nach einer Unterbrechung von mehr als einem halben Jahrhundert der Unterricht wieder in einem angemessenen äußeren Rahmen, in dem schönen „alten“ Carolinum am Glambecker See, stattfinden kann.

Carl-Friedrich Vahrenkamp

Meine Erinnerungen als Neulehrer an der Clara-Zetkin-Oberschule in Neustrelitz in den Jahren 1951 bis 1958

Im Mai 1945 war der 2. Weltkrieg zu Ende. Viel Unheil hatte der Krieg gebracht und viel Gutes vernichtet. So kam es, daß auch die Kinder vernachlässigt wurden, indem sie schon länger als ein halbes Jahr keine Schule besuchen konnten.

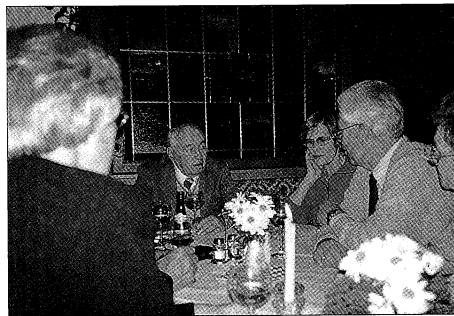
Im Juli 1945 begann man im Kreise Neustrelitz die Schulen wieder zu eröffnen. Da gab es viele Schwierigkeiten. Die bisherigen Schulgebäude waren zum Teil in den letzten Kriegsjahren anderen Zwecken zugeführt worden, so daß erst wieder Schulräume mit entsprechender Einrichtung geschaffen werden mußten. Außerdem fehlte es an geeigneten Lehrkräften. Viele waren im Krieg gefallen oder durften als NS-Mitglied nicht mehr als Lehrer tätig sein. So kam es, daß im Kreise Neustrelitz für den Lehrerberuf geworben wurde. Ich war schon 38 Jahre alt und von Beruf Ingenieur. Den Krieg hatte ich als Rekrut in den letzten drei Wochen an der Ostfront heil überstanden. In Mecklenburg als Agrarstaat gab es keine Möglichkeit als Ingenieur arbeiten zu können. Wollte man in einen anderen Ort, bekam man keine Zuzugsgenehmigung. Außerdem lag die Industrie in ganz Deutschland danieder. So kam es, daß ich mich für die Ausbildung als Lehrer bewarb. Ich nahm an einer vierjährigen nebenberuflichen Ausbildung als Grundschullehrer im Kreise Neustrelitz teil. Leiter dieser Ausbildung war Rektor Dehn, der ehemalige Leiter des Lyzeums in Neustrelitz. Er hatte die gute Gabe, uns Laienpädagogen die Kenntnisse für den Lehrerberuf beizubringen. Im besonderen lehrte er uns, wie eine Unterrichtsstunde zu gestalten ist, damit der zu vermittelnde Wissensstoff von den Schülern gut aufgenommen wird. Dafür bin ich ihm besonders dankbar.

Bernhard John 90 Jahre alt

Am 10. November 1996 beging Bernhard John, der Verfasser des folgenden Beitrags, in seinem Hause in Salem am Bodensee seinen 90. Geburtstag. An der dortigen Schloßschule hat er nach seiner Neustrelitzer Zeit noch über 20 Jahre gewirkt. Von seinen ehemaligen Mirower und Neustrelitzer Schülerinnen und Schülern brachte ihm eine kleine Gruppe persönliche Glückwünsche dar: Gudrun Claassen-Bruns, Helga (geb. Nest) und Peter Wendt, Erika (geb. Eckert) und Hans Lüneburg, Elke (geb. Reuter) und Horst Börjesson. Sie überreichten Präsente und eine Grußadresse mit vielen Unterschriften, die anlässlich des Caroliner-Treffens Anfang September 1996 gesammelt worden waren.



Herr John 1952 mit einigen seiner Schülerinnen (v. l. n. r.): Eva Ebert, Erika Meyer, Helga Nest (halb verdeckt) und Eva Wegner



Herr John am 11. 11. 1996 mit einigen der Gratulanten: Erika Lüneburg, Helga Wendt, Horst und Elke Börjesson

Neben dieser Ausbildung mußte man als Laienpädagoge schon in der Schule unterrichtlich tätig sein. Meine Tätigkeit erfolgte in der Grund- und Realschule in Mirow. Nach zwei Jahren konnte ich die erste Lehrerprüfung und nach weiteren zwei Jahren die zweite Lehrerprüfung mit Erfolg ablegen. Damit war ich als Grundschullehrer in den mecklenburgischen Schuldienst eingestellt.

Obwohl ich in meinem neuen Beruf sehr zufrieden war, strebte ich als ehemaliger Ingenieur danach, nicht nur Grundschullehrer zu bleiben.

Auf Wunsch wurde ich von der Kreisschulbehörde in Neustrelitz als Lehrer für Mathematik und Physik an die Clara-Zetkin-Oberschule versetzt. Am 1. September 1951 meldete ich mich beim Leiter, dem Kollegen Kirchgässner, der mich in das Lehrerkollegium aufnahm.

Kollege Kirchgässner war auch wie ich Neulehrer. Er hatte kurze Zeit auch an der Ausbildung für Grundschullehrer teilgenommen. Wie er als Leiter zur Oberschule kam, ist mir nicht bekannt.

Die Clara-Zetkin-Oberschule, das frühere Carolinum hatte die Anfangsschwierigkeiten hinsichtlich des Schulgebäudes und des Lehrkörpers schon ganz gut hinter sich gebracht. Sie war in dem „Marien-Palais“ neben der evangelischen Kirche untergebracht. Die Schulräume waren hell und groß genug, um genügend Schüler unterzubringen. Auch die Räume für die Naturwissenschaften waren als Auditorium ausgebaut. Ein großer Saal als Aula war vorhanden. Die Schule verfügte auch schon über ein ansehnliches qualifiziertes Lehrerkollegium. Zu diesem gehörten die Kollegen Studienrat Dr. Ehrig, die Studienräte Kirschner, Ohle, Piekert sowie die Kollegen Martin, van Dunden, Klemann, Frl. Teuscher und andere.

Da ich schon Unterrichtserfahrung durch die Ausbildung als Grundschullehrer besaß, wurden mir die Klassen 9 und 10 für Mathematik und Physik zugeteilt.

1952 verließ Kollege Kirchgässner die Oberschule. Als Nachfolger kam der bisherige Schulrat Kollege Hackbarth als Direktor an die Oberschule.

Nun erinnere ich mich einer recht unkollegialen Begebenheit. Am Ende des Schuljahres wurden in der Fachkonferenz jedem Lehrer die Klassen zugeteilt, die er im neuen Schuljahr zu unterrichten hat. Nachdem ich die 9. und 10. Klassen unterrichtet hatte, wollte ich im neuen Schuljahr eine 11. Klasse unterrichten. Das wurde von der Fachkonferenz abgelehnt. Die Begründung war: Bei einer Überprüfung meines Unterrichts war mir ein Rechenfehler unterlaufen, den die Schüler bemerkt hatten und mich darauf aufmerksam machten. Der Fehler wurde sofort von mir richtiggestellt. Auf Grund dieses Mangels sei ich noch nicht sicher und könnte in der 11. Klasse noch nicht unterrichten.

Um mich weiter zu qualifizieren, nahm ich an einem Fernstudium für Mathematik am Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut in Schwerin teil. Das Studium dauerte 2½ Jahre. Es begann im Januar 1952. 42 Neulehrer aus verschiedenen Schulen des Kreises Neustrelitz nahmen daran teil. Von der Clara-Zetkin-Oberschule war ich der einzige Teilnehmer. In den ersten zwei Semestern war der Konsultationspunkt in Neustrelitz. Der Leiter war der Kollege Kerber, der zur Zeit das ehemalige Lyzeum leitete.

In den nächsten Semestern war der Konsultationspunkt in Neubrandenburg. Leiter war der Studienrat Henning von der Oberschule in Neubrandenburg. Wir bekamen für das Studium Lehrbriefe, die durchgearbeitet werden mußten. Während der Semester mußten schriftliche Arbeiten abgegeben werden und am Ende folgte eine Zwischenprüfung.

Am Ende des Studiums fand ein Wiederholungskurs in den Räumen des Schweriner Schlosses statt. Anschließend legte ich die Abschlußprüfung als Staatsexamen für Mathematik mit Erfolg ab.

Zu bemerken ist, daß von den anfänglich 42 Teilnehmern nur 13 das Studium zu Ende führten und einer von diesen die Prüfung nicht bestand.

Von nun an unterrichtete ich auch in der 11. und 12. Klasse. In den Jahren 1955 bis 1957 habe ich jedes Jahr eine Klasse in Mathematik und Physik zum Abitur geführt.

Ab Ende 1954 nahmen Kollege Ebel und ich an einem weiteren Fernstudium für Physik an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam teil, um uns als Oberstufenlehrer zu qualifizieren. Das Studium umfaßte Physik, Mathematik, Chemie und Gesellschaftswissenschaft und war für 12 Semester festgelegt. Der Konsultationspunkt war in Potsdam in den ehemaligen Gesinderäumen des Schlosses Sanssouci. Im Abstand von zwei Monaten führen wir zwei Tage am Wochenende zum Konsultationspunkt und nahmen an den Vorlesungen teil. In den Ferien verbrachten wir jeweils drei Wochen in Sanssouci, um die vorgeschriebenen Praktika in Physik und Chemie zu absolvieren. Nach dem fünften Semester nahmen wir an der ersten Zwischenprüfung in allen vier Fächern teil.

Da sich die Schulen in der DDR dem polytechnischen Unterricht 1956 nähern sollten, wie das schon in der Sowjetunion an den höheren Schulen war, sollte auch die Clara-Zetkin-Oberschule nicht beiseite stehen. Da bekannt war, daß ich von Haus aus Ingenieur bin, wurde ich beauftragt, eine Technische Station einzurichten. Bemerken möchte ich, daß für den Aufbau einer Werkstatt weder Material noch Geld und Werkzeuge vorhanden waren. Mit dem Hausmeister der Schule fand ich einen Raum im Keller, der sich als Werkstatt eignete. Eine Schülerin und fünf Schüler meldeten sich für diese handwerkliche Tätigkeit. Aus alten Schulbänken und Tischen stellten wir eine Werkbank für vier Schraubstockplätze her. Die Beleuchtungskörper für die Arbeitsplätze stellten wir aus alten Stubenlampen her, die die Schüler von daheim mitbrachten. Mit einfachen elektrischen Drähten und einem Stecker wurde die Anlage an das Stromnetz der Schule angeschlossen. Als wir damit fertig waren, besichtigte eine Kommission die Werkstatt, ohne mich zu verständigen. Die Folge war, die elektrische Werkstatt entsprach nicht den Unfallsicherheitsvorschriften. Obwohl ich nicht fahrlässig bei der Installation vorgegangen war, wurde der Raum geschlossen. Nach einigen Wochen wurde die Anlage von einem Elektroinstallateur neu installiert. Für mich war somit der Auftrag erledigt. Wer später in der Werkstatt gearbeitet hat, ist mir nicht bekannt.

An der Schule gab es auch ein Streichorchester und einen Chor, beides leitete der Kollege Frick. Obwohl Frau Frick nicht in der Schule tätig war, spielte sie als Cellistin im Orchester mit. Auch mir machte es Freude, in der 1. Violine mitzuspielen. Einmal spielten wir das Weihnachtskonzert von Corelli, was bei den Hörern sehr gut ankam.

Eine andere künstlerische Begebenheit ist mir noch sehr gut in Erinnerung. Eine Gruppe Schauspieler besuchte unsere Schule und spielte in der Aula das epische Drama „Mutter Courage“ von Brecht. Die Schauspieler spielten das Stück nicht auf einer Bühne, sondern saßen an einem Tisch und lasen das Stück. Diese Lesung war so beeindruckend, so daß bei jedem Wort der einzelnen Schauspieler der Spieler im Geiste auf der Bühne erschien. Diese Darbietung war außergewöhnlich und ist mir und den Schülern unvergeßlich.

Kollege Frick und seine Frau verließen im Sommer 1954 die Schule. Eine junge Musiklehrerin war die Nachfolgerin. Der Name ist mir nicht mehr gegenwärtig.

Es war nichts Außergewöhnliches, daß auch die Politik in die Schule getragen wurde. Das zeigte sich daran, daß vor jeder Lehrerkonferenz einer der Kollegen über die politischen Ereignisse der letzten 14 Tage referieren mußte. Wichtig war dabei, daß er einen eigenen Kommentar dazu beitrug.

Außerdem wurde von der Schulleitung eine Klasse vom Dienst und deren Klassenlehrer als Lehrer vom Dienst ernannt. Das wechselte von Monat zu Monat. Jeder Lehrer konnte mit seiner Klasse dazu verpflichtet werden. Ihre Aufgabe bestand darin, sie hatten den kleinen und großen Fahnenappell zu gestalten. Der kleine Fahnenappell gestaltete

sich wie folgt: Die Klasse und ihr Lehrer vom Dienst traten montags vor dem Unterricht an das Tor des Schulhofes und hißten die FDJ-Fahne. Der Schüler, der gerade zu diesem Zeitpunkt durch das Schulhoftor trat, mußte Haltung annehmen und strammstehen, bis die Fahne gehißt war. Am Wochenende wurde die Fahne wieder eingeholt.

Der große Fahnenappell wurde jeden Monat einmal durchgeführt. Alle Klassen traten in Hufeisenform auf dem Schulhof an. Der Lehrer vom Dienst schritt diese Formation ab und kontrollierte, ob alle Klassen angetreten waren. Die Hufeisenform war zum Schulgebäude hin offen. An der rechten Seite war ein Rednerpult aufgestellt. Der Direktor Hackbarth trat aus dem Schulgebäude und der Lehrer vom Dienst kommandiert: „Oberschule stillgestanden, Augen zum Direktor.“

Drei Schüler mit der FDJ-Fahne schritten unter den Klängen einer kleinen Bläsergruppe die Front des Hufeisens ab und gingen vor diesem in Stellung. Direktor Hackbarth sprach einige Begrüßungsworte und gab das Kommando „Rührt euch“. Nun hatte der Lehrer vom Dienst die Aufgabe, einen politischen Bericht über die letzten 14 Tage mit eigenem Kommentar zu geben. Dann folgte die Namensnennung der Schüler, die während des Monats einen Tadel erhalten hatten. Zum Schluß folgte das Kommando vom Lehrer vom Dienst „Oberschule stillgestanden“, Abmarsch zum Unterricht.

Ich erinnere mich noch an zwei recht unangenehme Situationen. Es geschah, glaube ich, in einer 11. Klasse. In der Unterrichtspause bewarfen sich einige Schüler mit leichten Gegenständen. Aus welchen Gründen auch immer. Einer der Schüler warf so, daß der Gegenstand zum offenen Fenster auf die Straße fiel. Er fiel genau vor die Füße zweier gerade vorübergehender russischer Offiziere. Diese sahen sich als Zielscheibe. Als Männer der Besatzungsmacht nahmen sie die Angelegenheit sehr ernst und beschwerten sich sofort beim Direktor Hackbarth. Nach langer Rede und der Entschuldigung des Schülers bei den Offizieren zeigten diese Verständnis für das Mißgeschick und die Angelegenheit war bereinigt.

Eine zweite Angelegenheit war eine recht boshafte. Kollege Kirchner hatte in seiner Klasse eine Klassenarbeit in Chemie angesagt. Die Schüler wollten die Arbeit verhindern. Zwei Schüler gingen in die Stadt und riefen per Telefon die Sekretärin der Schule an und baten sie, Herrn Kirchner zu sagen, seiner Mutter ginge es nicht gut und er solle sofort nach Hause kommen. Kollege Kirchner war sehr besorgt und ging nach Hause. Die Klassenarbeit fiel aus. Die Mutter war aber nicht ernsthaft krank. So zeigte sich die Nachricht als blinder Alarm. Die Klasse wurde hart bestraft. Das Strafmaß ist mir nicht mehr in Erinnerung.

Während der großen Ferien waren die Lehrer verpflichtet, sich der Jugend als Helfer in einem Ferienlager oder beim Ernteeinsatz bei einer LPG zur Verfügung zu stellen. Auch eine Wanderfahrt oder eine Reise konnten die Lehrer mit den Schülern unternehmen. Ich habe das letztere gewählt. Zweimal habe ich mit Schülern aus meiner 9. und 10. Klasse eine Wanderfahrt mit dem Fahrrad an die Ostsee unternommen. Das Ziel war das Ostseebad Göhren auf der Insel Rügen. Wir fuhren über Neubrandenburg nach Greifswald und bei Stralsund über den Rügendamm durch die Stadt Bergen zum Ziel. Jugendherbergen gab es noch nicht, so verbrachten wir die Nächte im eigenen Zelt oder bauten eines aus Zeltbahnen zusammen. 14 Tage verbrachten wir auf der Insel mit Spiel und Sport. Mit dem Fahrrad besuchten wir die Seebäder Baabe, Sellin, Binz, Saßnitz und die Kreidefelsen bei Stubbenkammer. Die Schüler waren alle sehr gute Schwimmer, so daß meine Aufsichtspflicht nicht allzugroß in Anspruch genommen werden mußte. Bei der Fahrt zur Ostsee waren die Straßen fast leer. Es gab damals kaum Autoverkehr. Die Folge war, die Schüler rasten mit ihren Rädern und waren mir immer 1 bis 2 km voraus. Dort versteckten sie sich und warteten, bis ich sie einholte. Dann kamen sie aus ihrem Versteck und begrüßten mich mit großem Hallo.

In einem Jahr unternahm ich eine Reise mit einer 10. Klasse mit der Eisenbahn nach Dresden und in die Sächsische Schweiz. In einer Schule waren wir untergebracht. Drei Tage lang besichtigten wir die noch in Trümmern liegende Stadt. Das Königliche Schloß, die Frauenkirche, die Staatsoper, der Zwinger, die katholische Hofkirche zeigten sich nur noch als Ruine. Ein Seitenschiff der katholischen Hofkirche war schon innen renoviert und wir konnten es besichtigen. Der berühmte sächsische Fürstenzug an der Rückwand des Marstalls am Schloß war nicht zerstört. Man konnte das Werk, daß aus quadratischen Platten, die aus Meißner Porzellan hergestellt sind, bewundern. Nach den drei Tagen fuhren wir mit dem Dampfschiff auf der Elbe nach Bad Schandau. Von dort wanderten wir zu einem in der Nähe gelegenen Dorf. Bei einem Bauern fanden wir in dessen Scheune ein Strohlager für die Nacht. Zehn Tage lang durchwanderten wir fast den gesamten deutschen Teil des Elbsandsteingebirges. Die Schüler waren von den Sandsteinfelsen begeistert. Die kleinen Felsen längs des Weges reizten die Buben wie auch die Mädchen zum Hochklettern. Ich hatte Sorge, sie könnten herunterfallen und zu Schaden kommen. Mit Gottes Hilfe ist alles gut gegangen.

An eine besondere Begebenheit erinnere ich mich. Abends 10 Uhr war Zapfenstreich. Alle Schüler legten sich zur Ruhe. Die Mädchen auf die rechte Seite der Scheune in das Strohlager, die Buben auf der linken Seite der Scheune.

Auf der Reise war auch eine Kollegin als Betreuerin der Mädchen mit. Ich weiß leider ihren Namen nicht mehr. An diesem Abend herrschte auffallend nach kurzer Zeit völlig Ruhe in der Scheune. Lange nach Mitternacht weckte mich die Kollegin, wir stellten fest, daß die Scheune leer war. Drei Schüler waren noch anwesend. Diese erklärten, ihre Mitschüler hätten sich heimlich aus der Scheune geschlichen. Sie seien in den nahegelegenen Dorfgasthof zum Tanzabend gegangen. Morgens kamen sie gegen 2 Uhr schleichend wieder zurück und wunderten sich, daß ich schon munter war. Sie hielten mich für einen Tiefschläfer. Sollte ich sie bestrafen, war für mich die Frage. Sie hatten ja nichts Böses getan. Ich sagte, warum habt ihr mir nichts von eurem Vorhaben gesagt? Vielleicht wäre ich zum Tanz mitgegangen.

Am Schluß meiner Erinnerungen sei noch auf folgende Verpflichtung hingewiesen. In den Herbstferien mußte jeder Schüler und zum Teil auch die Lehrer drei Tage unentgeltlich bei der Kartoffelernte in einer LPG helfen. Ich fuhr jedes Jahr zu dem ehemaligen Rittergut Warbende. In einem Jahr hatten wir eine außergewöhnlich reiche und gute Kartoffelernte. An einem Kartoffelstock waren 12 bis 14 große Kartoffeln. Im nächsten Jahr war die Ernte nicht so groß. Da fragte ich den LPG-Bauern, der uns betreute: „Was habt ihr denn mit den vielen Kartoffeln im vorigen Jahr gemacht?“ Seine Antwort war: „Die sind alle erfroren und verfault. Die Kartoffelmieten waren nicht sachgerecht angelegt, dieses Jahr wird dies nicht mehr geschehen. Wir haben den verantwortlichen angeblieben Agraringenieur weggeschickt.“

Zum Schluß möchte ich noch wissen lassen, daß Kollege Ebel und ich im Januar 1958 die DDR und damit die Oberschule verlassen haben. Parteipolitische Gründe gaben den Anlaß dazu. Diese hier darzulegen, würden den Rahmen dieses Berichtes sprengen. Beide bedauerten wir, daß wir das Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam nicht zu Ende führen konnten. Aber nach entsprechenden Studien und Prüfungen in der Bundesrepublik konnten wir weiterhin als Lehrer tätig sein. Bis zu meiner Pensionierung war ich an dem staatlich anerkannten Privatgymnasium der Schloßschule Salem am Bodensee tätig. Dort habe ich 12 Klassen in Mathematik und 8 Klassen in Physik zum Abitur geführt.

Mein zweiter Beruf als Lehrer hat mir immer Freude gemacht, und ich war fast leidenschaftlich gern Lehrer. Ich denke sehr gern an den Anfang in der Clara-Zetkin-Oberschule in Neustrelitz zurück.

Bernhard John, 1997

In diesem Jahr wurden die beiden wohl berühmtesten Caroliner in Neustrelitz geehrt. Das „Schliemann Gymnasium“ gedachte in einer Festwoche des 175. Geburtstages ihres Namensgebers. Im Schulzentrum Strelitz-Alt beging man eine Gedenkwoche zum 100. Todestag von Daniel Sanders. Beide Ereignisse sind eng mit dem Carolinum verknüpft. Wir sollten uns in Zukunft besonders Daniel Sanders verpflichtet fühlen, da er bis jetzt noch nicht in dem ihm gebührenden Maße gewürdigt wurde.

Festwoche anlässlich des 175. Geburtstages von Heinrich Schliemann

Es schien, als wäre der Namenspatron der Schule in der Glambecker Straße 10 etwas in Vergessenheit geraten, doch vor und während der Festwoche drehte sich alles um dieses besondere Jubiläum des wohl berühmtesten Mecklenburgers.

Fleißig arbeitete das Vorbereitungskomitee und mit viel Einsatz bereiteten Lehrer und Schüler diesen Höhepunkt der Schulgeschichte vor. Wer, wenn nicht Heinrich Schliemann, ist durch seinen außergewöhnlichen Lebensweg besser geeignet, den Schülern Weltoffenheit und Traditionsbewußtsein nahe zu bringen. Sein Fleiß, seine Hartnäckigkeit, seine schier unglaubliche Motivation Sprachen zu lernen – ab und zu sollte man auf diese Biographie sehen.

Alle Schüler, Lehrer, Eltern und Freunde der Schule hatten vom 5. Januar bis 10. Januar 1997 die Gelegenheit, eine anspruchsvolle Festwoche zu erleben.

Die Schüler konnten sich an Wettkämpfen um den Schliemann-Pokal beteiligen und an einem Spiel- und Sportnachmittag im SFZ teilnehmen.

Es wurden Theater- und Kinobesuche sowie ein Bastelnachmittag im Familienzentrum organisiert.

An einem Abend im Hertelsaal der Musikschule konnte die Öffentlichkeit ein Theaterstück über das Leben Heinrich Schliemanns in englischer Sprache bewundern, das von Schülern aufgeführt wurde. Dieses Stück wurde auch dank der fachlichen Beratung und materiellen Unterstützung durch das Schliemann-Museum Ankershagen ein Erfolg. Mit diesem Programm waren die Schüler bereits bei den Europaklassen in London im Oktober 1996 aufgetreten.

Danach fand eine Diskussion mit den beiden amerikanischen Professoren Calder III und Trail zum Thema: „Schliemann – Legende und Wirklichkeit“ statt.

Im Borwinheim las der Direktor des Schliemann-Museums, Dr. Böllke, nach dem Auftritt der Akkordeongruppe der Musikschule, aus seinem neuesten Buch.

Dank der Kontakte zum Museum in Ankershagen besuchte eine kleine Delegation die offizielle Schliemann-Ehrung in Neubukow am 6. Januar 1997.

Besonders freuten sich Lehrer und Schüler, die Urenkelin Heinrich Schliemanns, Dr. Galina Andrusovova, aus der Slowakei begrüßen zu können. Sie berichtete über das Schicksal der Nachfahren Schliemanns aus russischer Ehe.

Der Besuch des Schirmherren der Festwoche, Dr. Bernd Seite, an der Schule, sein Gespräch mit den Schülern, ist denen, die am Empfang teilnehmen konnten, noch in guter Erinnerung.

Der Höhepunkt der Festwoche war sicherlich die Festveranstaltung im Landestheater Neustrelitz, die ein großer Erfolg wurde.

Neben den Festreden des Ministerpräsidenten Herrn Dr. Seite, der Kultusministerin Frau Marquardt und der Schulleiterin Frau Voit, die auf vielfältige Weise auf das Leben Heinrich Schliemanns, auf die Geschichte unserer Schule sowie auf die Mitgestaltung

unseres Landes eingingen, wurde durch die Schüler des Heinrich-Schliemann-Gymnasiums ein niveauvolles Programm geboten, das alle Besucher begeisterte. Ob Kammerorchester, Solisten, Chor oder die Tanzgruppe, sie boten an diesem Nachmittag außergewöhnliche Leistungen, auf die die Schule stolz sein kann.

Den vielen privaten Sponsoren sowie dem Landkreis, der, vertreten durch den stellvertretenden Landrat Herrn Kokert, die Gäste begrüßte, sei an dieser Stelle für die finanzielle Absicherung gedankt.

Auf einem anschließenden Empfang wurden viele Glückwünsche auch zum 5jährigen Bestehen des Gymnasiums sowie zum 190. Geburtstag des alten Gebäudes überbracht.

Die bewegenden Worte der Vertreter unserer Partnerschulen aus Oslo und Bad Iburg, Frau Karen Petersen Berg sowie der Schulleiterin Frau Zumstrull, sollen hier erwähnt werden.

Das Ehemaligentreffen im alten Schulteil erfreute einige hundert Besucher, denn die Schulgeschichte begann ja nicht erst 1991. Es wurde geklönt, gelacht und gesungen. Die letzten Besucher verließen erst weit nach Mitternacht in ausgelassener Stimmung das Gebäude.

Im Verlaufe der Festwoche konnte eine kleine Ausstellung unter anderem zum Thema: „Schliemanns Briefe an Wilhelm Rust“ besichtigt werden, eine Wahl Mr. Schliemann fand statt, es wurden Seidentücher mit antiken Motiven hergestellt, ein Almanach, ein altes Kochbuch und eine Festzeitung riefen großes Interesse hervor.

Es war etwas los in dem Gebäude und an der Schule, wo einst auch Heinrich Schliemann Vokabeln in Englisch und Französisch, Geschichtsdaten und andere wichtige und unwichtige Dinge lernen mußte.

Wenn in diesen Tagen das „Neue Carolinum“ in neuem Glanz erstrahlt, gibt diese Tatsache Anlaß zur Freude über die hervorragenden Bedingungen für Lehrer und Schüler.

Die Verantwortlichen des Landkreises sollten jedoch nicht übersehen, daß das Gymnasium an der Glambecker Straße 10 auf eine reiche Tradition verweisen kann und nicht nur für Neustrelitz erhaltenswert erscheint. Somit haben auch die Worte unseres Ministerpräsidenten Dr. Seite eine große Bedeutung, der sagte, daß auf Grund der guten Leistungen und Atmosphäre an der Schule dringend etwas zur Verbesserung der Arbeits- und Lernbedingungen gemacht werden muß.

Dirk-Michael Brüllke/Ulrich Beesk

Empörter Widerspruch auf Schliemann-Kritik

Amerikanische Philologen berichten über Forschungsergebnisse

Von unserem Redaktionsmitglied Annett Bartel

Neustrelitz. Heinrich Schliemanns Biographie, wie er sie selbst geschrieben hat, und der kritische Blick amerikanischer Philologen darauf – eine spannende Mischung haben die Organisatoren von Neustrelitzer Schliemann-Gymnasium für den Dienstagabend ihrer Festwoche gefunden.

Auf Schliemanns Autobiographie beruht das Theaterstück in englischer Sprache, das Gymnasiasten zum zweiten Mal aufführten. Seine Premiere hatte das Stück im Rah-

tungungen, die den Ruhm des Troja-Entdeckers in verschiedenen europäischen Sprachen herausposaunten.

Ungereimtheiten entdeckt

Über die Erkenntnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeiten berichteten dann die amerikanischen Philologen William M. Calder und David A. Traill. Sie haben die Autobiographie Schliemanns untersucht und sind auf allerlei Ungereimtheiten gestoßen.

Unter dem Motto „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ habe er unabhängige Quellen gesucht, um die Angaben Schliemanns zu überprüfen, berichtete William M. Calder, der 1968 als erster amerikanischer Gastprofessor in der DDR nach Rostock kam. In einigen Fällen sei es nicht gelungen, solche Quellen zu finden. So habe keine Zeitung über den großen Empfang berichtet, den der amerikanische Präsident angeblich für Schliemann gegeben habe, obwohl sonst jeder noch so kleine Empfang des Präsidenten in den Blättern vermerkt gewesen wäre, führte Calder ein Beispiel an.

Ihm und seinem Kollegen Traill gehe es nicht darum, Schliemann herabzuwürdigen, er bleibe der „Vater der Feldarchäologie“ und sei einer der fünf berühmtesten Deutschen in Amerika, sagte Calder. Vielmehr interessieren sie die Fragen: „Was ist das für eine Lüge? Warum macht er das? Wo ist die Grenze zwischen Phantasie und Literatur?“ Calder zweifelt unter anderem



Auf humorvolle Weise stellen Sabine Krause (links) und Ulrike Schild den kleinen Heinrich und seine Jugendfreundin Minna Meincke dar.

auch daran, daß Schliemann die Maske des Agamemnon wirklich ausgegraben hat. Vielleicht habe er einen Goldschmied beauftragt, die Maske vergaben und später als archäologischen Fund wieder ausgegraben, meinte der Philologe. Ein wissenschaftlicher Beweis, daß die Maske aus dem Altertum stamme, fehle bislang, da sich die griechische Regierung weigere, eine Zeitbestimmung durchzuführen.

Anspruch auf Wahrheit

Empörter Widerspruch, der am Dienstagabend im Publikum spätestens laut wurde, als Calder eine Parallele zwischen Heinrich Schliemann und Karl May zog, ist den kritischen Philologen nicht neu. „Die amerikanischen Archäologen has-



William M. Calder (rechts) und David A. Traill haben sich kritisch mit der Autobiographie Heinrich Schliemanns auseinandergesetzt. Fotos (2): Bartel

Die Suche nach dem wahren Schliemann

Wie Wilfried Bölke zum Forscher wurde

Von unserem Redaktionsmitglied
Hans-Joachim Guth

Neubrandenburg. „Überall, im Haus und auf der Straße, im Postwagen und auf der Eisenbahn, würde von Troja geredet. Man war voll des Staunens und Fragens.“ So schilderte Friedrich Schlie, seinerzeit Direktor der Großherzoglichen Kunstsammlungen in Schwerin, die euphorische Stimmung seiner mecklenburgischen Landsleute, nachdem Heinrich Schliemann Ende Mai 1873 in den Trümmern der verbrannten Stadt Troja einen sensationellen Goldschatz gefunden hatte. In seiner Homergläubigkeit ordnete Schliemann diesen Fund dem König des homerischen Troja zu und nannte ihn „Schatz des Priamos“. Er glaubte mit dem Hortfund den letzten Beweis für die Entdeckung des homerischen Troja und die Historizität des Trojanischen Krieges erbracht zu haben.

Mit diesen Worten beginnt Wilfried Bölke seine Gedanken zum Geburtstag von Heinrich Schliemann, der sich heute zum 175. Mal jährt. Bölke, heute ein weltweit anerkannter Schliemann-Forscher, kam eher per Zufall an den „Vater der mykenischen Archäologie“. Doch dieser Zufall ließ ihn bis heute nicht mehr los.

Eine Zufallsbekanntschaft

Eigentlich hatte sich Wilfried Bölke, der gebürtige Hinterpomer, von kleinauf der Landwirtschaft verschrieben. 1963 machte er in Halle sein Diplom, später promovierte er außerplanmäßig an der Uni Rostock. An die Mürtitz kam er nach dem Studium keineswegs wegen Schliemann. „Es war die herrliche Natur, die mich hierherzog“, gibt Wilfried Bölke zu. Er fand Arbeit im damaligen VEG Saatzucht Bocksee, wo er dann auch 22 Jahre in der Forschung tätig war.

Weil Freunde von seinem Hang zur Natur wußten, empfahlen sie Bölke, doch einmal Stalls „Der Traum von Troja“ zu lesen. Da würde viel von Ankershagen und Umgebung drin stehen. „Dem war auch so“, sagt Wilfried Bölke. „Aber es stand vor allem auch viel über Heinrich Schliemann drin.“

Seit der Lektüre dieses Buches in den Sechzigern beschäftigt sich der heutige Direktor des Schliemann-Museums in Ankershagen mit dem Entdecker des „Schatz

des Priamos“. Als Autodidakt, aber mit einer Intensität, die ihm in der Fachwissenschaft Achtung eintrug.

Hohn und Spott

Was übrigens eine interessante Parallele zu Schliemann selbst darstellt. Dem Pfarrersohn aus Neubukow, der acht Jahre in Ankershagen aufwuchs, blieb eine höhere Schulbildung verwehrt. Dennoch brachte er es mit unglaublichem Ehrgeiz zu Ruhm und Reichtum im zaristischen Rußland. Mit 46 Jahren entschloß sich Heinrich Schliemann, all seine Millionen in ein Projekt zu stecken, in den „Traum von Troja“.

Die etablierte Wissenschaft lachte über den „Spinner“, der sich nicht einmal eines Dokortitels bedienen konnte. „Hohn und Spott wurden ihm auch dann noch zuteil“, weiß Wilfried Bölke. „als er sich schon auf dem Weg vom suchenden und irrenden Enthusiasten ohne archäologische Vorkenntnisse zum verdienstvollen und wissenschaftliche Grabungsmethoden anwendenden Archäologen befand.“

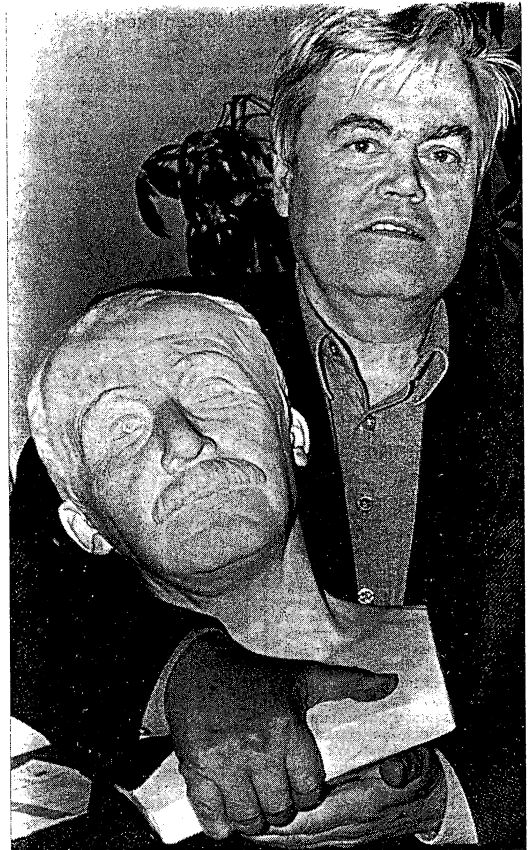
Wilfried Bölke hatte da mehr Glück. „Als ich Kontakt suchte zu der arriierten Schliemann-Forschung in den USA und Griechenland, wurde ich umgehend akzeptiert und unterstützt.“

Immerhin, fügt Bölke mit einem Lächeln hinzu, wäre er ja schon promoviert gewesen. Auch seine frühen Publikationen hatten Beachtung gefunden, und der Gedanke, in Ankershagen eine Schliemann-Gedenkstätte aufzubauen, war für die Fachwelt ein Indiz dafür, daß es dieser noch Unbekannte ernst meinte. Und neidlos mußten die Wissenschaftler eingestehen, daß sich Bölke ein Forschungsfeld abgesteckt hatte, das bislang im wesentlichen unbeachtet geblieben war: Schliemann und Mecklenburg.

Am Nimbus gerüttelt

Dann kam das Jahr 1972 und die sogenannte „Mitternachtslesung“ in Neubukow. Calder III, Altertumsforscher aus den USA und einer der ersten Nichtdeutschen, der sich mit Schliemann befaßte, rüttelte an dem Nimbus – und zwar gewaltig.

In seinen autobiografischen Aufzeichnungen hatte Schliemann Er-



Wilfried Bölke, Museumsdirektor in Ankershagen Kurierfoto: Benno Bartocha

gnisse verzeichnet, die nach Calders Forschungen nie und nimmer stattfanden. Etwa die Audienz beim amerikanischen Präsidenten oder die Bekanntschaft mit dem Gouverneur von Panama. Auch wies Calder nach, daß Schliemann unmöglich Augenzeuge des Stadtbrandes von San Francisco gewesen sein konnte. Schlußfolgerung: Heinrich Schliemann war ein pathologischer Lügner, der auch vor der Fälschung von Funden nicht zurückschreckte.

„Sollte ich etwa eine Gedenkstätte für einen Betrüger aufbauen“, fragte sich Bölke damals. Sollte auch alles, was Schliemann über Mecklenburg und speziell Ankershagen geschrieben hatte, gelogen sein?

Bölke hätte alles hinschmeißen können, tat es aber nicht. „Im Gegenteil, ich las noch mehr, verglich, analysierte. Und dann stellte ich fest, daß sich alle Forschungen zu Schliemann auf dessen Autobiografie bezogen. Das war zu wenig.“ Wilfried Bölke glaubt heute belegen zu können, daß Schliemann zu Lebzeiten durch Inszenierungen in seinen autobiografischen Darstellungen bewußt eine Legende um

seine Person aufgebaut hat. Die Vorwürfe der pathologischen Lügenhaftigkeit und der Fälschung von Funden seien allerdings längst widerlegt worden.

„Vor der Geschichte“, ist sich Wilfried Bölke sicher, „hat letztlich nur die Lebensleistung eines Menschen Bestand. Geleitet von seiner Homergläubigkeit und auch von seiner grenzenlosen Phantasie, hat der Autodidakt Heinrich Schliemann im Bewußtsein der Menschen mehr bewirkt, als viele akademisch ausgebildete Wissenschaftler es vor und nach ihm vermocht haben.“

Verdienst gewürdigt

Ernst Curtius, Schliemanns lebenslanger Gegner, fand am 14. Januar 1891 am Grabe des bekanntesten Sohnes Mecklenburgs, Worte, an deren Gültigkeit auch heute niemand zweifelt: „Troja bleibt noch heute ein Schauplatz erster Kontroversen. Aber der Weg ist gebahnt, der Vorhang gelüftet, der Schleier hinweggezogen, der den Boden homerischer Welt bedeckte. Das verdanken wir Heinrich Schliemann.“

Daniel-Sanders-Gedenktage in Strelitz-Alt

Anlässlich des 100. Todestages des Sprachforschers und Lexikographen Daniel Sanders veranstaltete die Stadt Neustrelitz vom 11. bis 18. März Gedenktage in der Aula des nach ihm benannten Schulzentrums in Strelitz-Alt.

Sanders, am 12. November 1819 als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Strelitz geboren, legte 1838 am Neustrelitzer Gymnasium Carolinum das Abitur ab. Das Studium der Mathematik, Naturwissenschaften, Philologie und Philosophie führte ihn nach Berlin und Halle, wo er 1842 promovierte.



Gedenktafel für Daniel Sanders

Foto W. Neubauer

Mit 23 Jahren wurde er Leiter der jüdischen Schule seiner Heimatstadt, die er als eine Stätte der Toleranz und geistigen Freiheit führte. Seine freiheitliche Gesinnung wurde 1852 durch die Schließung der Schule bestraft; Sanders wurde Privatgelehrter und erarbeitete ein eigenes „Wörterbuch der deutschen Sprache“.

Zu seinem 70. Geburtstag verließ ihm seine Heimatstadt die Ehrenbürgerschaft, die später von den Nazis gestrichen wurde. Erst nach der Wende wurde der Gelehrte wieder in die Liste der Ehrenbürger aufgenommen. Auf seinen 100. Todestag machte vom 25. Februar bis 25. März ein Briefstempel auf allen Briefsendungen aus Neustrelitz aufmerksam. Vorbereitet wurden außerdem die Reprintausgabe einer kleinen Schrift von Sanders sowie ein Anstecker mit dem Porträt des Gelehrten nach einer Graphik von Werner Schinko.

11. März, 15.30 Uhr,
ehemaliger jüdischer Friedhof:

Gedenkminute am Grabstein von Daniel Sanders

11. März, 16 Uhr, Fürstenberger Straße 21:

Enthüllung der Gedenktafel für Daniel Sanders

anschließend:

Eröffnung einer Gedächtnisausstellung im Schulzentrum

15. März, 15 Uhr, Schulzentrum:

Erzählcafé

Gespräche zur Geschichte der Juden in Strelitz-Alt und zum Leben und Wirken von Daniel Sanders, u. a. mit dem Schriftsteller Jürgen Borchert, Dr. Lüders von der Stiftung Mecklenburg, Germanisten und Heimatforschern aus Neustrelitz und Umgebung.

17. März, 19.30 Uhr, Schulzentrum:

Wider das Vergessen

Literarisch-musikalisches Programm des Hans-Fallada-Klubs e. V. mit Ingeborg Goethel-Röder, Karin Hartmann, Heinz Müller (alle Landestheater Mecklenburg Neustrelitz), Rico Gatzke (Klavier), Martina Kophal (Violine) und Anne Dahrendorf (Violoncello). Zusammengestellt und einstudiert von Herbert Schwarz, u. a. auf der Grundlage von Veröffentlichungen von Ulrike Haß-Zumkehr und Marlies Tremper.

18. März, 11.00 Uhr, Schulzentrum:

Festveranstaltung (für geladene Gäste)

Erwartet wurden u. a. Mecklenburg-Vorpommerns Kultusministerin Regine Marquardt (SPD) und der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis. Die Festrede hielt die Germanistin Ulrike Haß-Zumkehr (Heidelberg).

Ansprache zum Festakt anlässlich der Festwoche zum 100. Todestag von Daniel Sanders am 18. März 1997

Es ist gut, wenn man nach dem Bürgermeister spricht, die Anreden sind gemacht. Trotzdem sehr geehrte Frau Ministerin, sehr geehrter Herr Bubis,

hohe Gäste sind eine Ehre für eine Schule. Diese Ehre wird heute in der Hauptsache einem Mann zuteil, dessen 100. Todestag wir in dieser Woche gedenken, Prof. Dr. Daniel Sanders.

Diese Festwoche kommt einer Wiedergeburt seiner Persönlichkeit gleich, obwohl diese schon 1982 mit dem Erscheinen des Buches von Marlies Duwe hätte passieren müssen.

Die DDR verschenkte diese Möglichkeit.

Vor fünf Jahren gründeten wir anlässlich des 173. Geburtstages am 12. November den Schulverein mit dem Ziel, Stadtteilschule mit dem Namen des großen Sprachforschers zu werden.

Dieses Ziel wurde erreicht und es begann eine fruchtbare Forschungsarbeit mit Schülern und Lehrern. Der Stein kam ins Rollen.

1994, wieder im November, wurde uns der Name verliehen und in der Folge bekam Sanders wieder Rang und Ehrenbürgerschaft zurück.

Wir, durch Sanders und den Stadtteil Verbundenen, sind guter Hoffnung, daß der Stein nicht an der Mauer Schulentwicklungsplanung gestoppt wird.

Zum Sanders zu reden, wird nach den Veranstaltungen der letzten Woche nicht schwerer, ein Füllhorn ist aufgetan, aus dem die nächsten Jahre geschöpft werden kann, ohne ein Ende zu erreichen.

In diesem Füllhorn verbergen sich auch Potenzen neuen geschichtlichen Denkens und vor allem Verhaltens.

Wir wollen Verstandes- und Herzensbildung im Sinne Sanders' wagen, der im Schwank von den zwei Aposteln sagte:

„Glaubt mir, der Antisemisten Treiben,
Es wird nicht lange bestehen bleiben;
Und strahlen als Sonne des deutschen Landes
Wird unbefleckt in reinem Glanz
Menschlichkeit, Freiheit, Toleranz.“

Allen, die gekommen sind und allen, die mit Sanders' Schule leben und gestalten wollen, allen, die an den Veranstaltungen dieser Festwoche Freude, Genuß und Arbeit hatten, gilt mein herzlicher Gruß und Dank.

Christoph Poland/Schulleiter des Schulzentrums Daniel Sanders

Unsere Erziehung pflegt oft
die Geistesbildung auf Kosten
der Herzensbildung.
Halbbildung
und Scheinbildung

sind schlimmer
als Unbildung,
Verstandesbildung
ohne Gemütsbildung
ist nur Halbbildung.

Daniel Sanders (1819–1897), Schüler des Gymnasiums Carolinum zu Neustrelitz 1832–1839

Ulrike Haß-Zumkehr

Festvortrag

anlässlich des 100. Todestages von Daniel Sanders (11. März 1997)

gehalten am 18. März 1997 in der Siewert-Stiftung in Strelitz-Alt¹

Daniel Sanders war einer der ersten deutsch-jüdischen Sprachwissenschaftler, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigten. Aber einen Germanisten mochte er sich nicht nennen. Warum?

Die Germanistik war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine ganz junge Disziplin, eine Disziplin, die dem Zeitgeist entsprach wie keine andere. Dieser Zeitgeist war durch zwei Dinge gekennzeichnet: durch eine nationalistische Gefühlswelle in Folge des Kriegs gegen Napoleon, und durch Bestrebungen, die adelige Kleinstaaterei durch einen demokratischen Nationalstaat zu ersetzen. Die gesamtdeutsche Nation war eine Idee in den Köpfen; in der politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit existierte sie nicht. In dieser historischen Situation versprach die Germanistik als neue Wissenschaft, zu der nationalen Wiedergeburt entscheidend mitzuhelfen. Ein berühmt gewordener Ausspruch Jacob Grimms, des Gründervaters dieser neuen Disziplin, lautet: „Was haben wir denn anderes als unsere gemeinsame deutsche Sprache?“ Die Sprache übersprang die Grenzen der Duodezfürstentümer, und so brauchte und begrüßte man eine Wissenschaft, die sich intensiv mit dieser „deutschen Zunge“ – in alten Quellen bewahrt – beschäftigte.²

Es war ein ziemlich schiefes Bild der teutonischen Vorfahren, auf das die Deutschen mit germanistischer Hilfe aufbauten.

Die Germanistik entwarf einen nationalen Mythos vom deutschen Wesen und verband ihn aufs Engste mit der deutschen Sprache, von der ebenfalls ein eher unrealistisches Bild entworfen wurde, ein Bild, das aus dem zwischenmenschlichen Verständigungsmittel ein eigenständiges, übermenschliches Wesen, eine Heilsbringerin machte.

Jacob und Wilhelm Grimm waren von der geheimen Macht der Sprache, der Kraft der Poesie überzeugt, sahen diese Kraft in ihrer eigenen Gegenwart jedoch am Boden liegen. Aber es war noch Rettung möglich. Und zwar mit einem deutschen Wörterbuch, das die Deutschen zur Besinnung auf ihre alte wunderbare und vermeintlich von fremden Einflüssen reine Sprache bringen sollte; ein Wörterbuch, das die alten einfachen Wörter wiederbeleben und die neumodischen Zusammensetzungen wie die Einmischung von Fremd-

1 Die Fußnoten waren nicht Bestandteil des Vortrags, können den Lesern hier aber zur weiteren Information und Veranschaulichung dienen.

2 So war die frühe Germanistik auch keineswegs auf Sprachforschung beschränkt. Die Brüder Grimm waren von Haus aus ja Juristen und bereits von einem akademischen Lehrer geprägt worden, der das mittelalterliche deutsche Recht wie ein Archäologe wieder ausgegraben und dabei das überlieferte römische und das napoleonische Recht wie Schutt und Abfall beiseite geschoben und als undeutsch verworfen hatte. Aus der Erforschung der alten deutschen Sprache, des alten deutschen Rechts, der alten Sitten und Gebräuche, der Märchen und Mythen, das heißt also: allein aus dem Blick in die Vergangenheit versprach man sich die nationale Wiedergeburt. Die Italiener, auch eine zersplitterte Nation, hatten das übrigens vorgemacht. Nur besaßen die Italiener vor allem in ihrer Architektur einen ungeheuren Fundus handgreiflicher nationalgeschichtlicher Zeugen. Die Deutschen standen schlecht da: Die alten Germanen hatten keine überdauernden Tempel und Paläste gebaut, auch erst seit dem 8. Jahrhundert Handschriften hinterlassen. Das einzige, woraus man Nachrichten über das Leben und die Eigenart der Vorfahren schöpfen konnte, war das schmale Büchlein eines römischen Besuchers namens Tacitus über „Germania“, eigentlich eine Philippika gegen die dekadente römische Oberschicht daheim, der Tacitus die einfachen, aber edlen Germanen entgegenhielt: Das Buch war also keineswegs eine um Objektivität bemühte Beschreibung.

wörtern beseitigen helfe. Ein Wörterbuch, das die Gewalt der Poesie vor Augen stellt, die Macht der Sprache fühlen läßt und das Bewunderung und Staunen für die Hervorbringungen der deutschen Kultur auslöst und so das Nationalgefühl steigert.³

Die Ideen der Brüder wurden zwar begeistert aufgenommen, aber ihr 33 Bände umfassendes Wörterbuch löst heutzutage wie damals auch Verwirrtheit und ein Gefühl der Desinformation aus. Es ist ein Wald, in dem man die Bäume nicht mehr sieht, und das Laien oftmals enttäuscht zur Seite legen dürften. Was sie suchen, steht nicht drin, und was drin steht, ist oft genug auch ideologisch befremdlich. Wir sind von Wörterbüchern anderes gewöhnt; übersichtlich sollen sie sein, kurz und knapp Auskunft geben auf gezielte Fragen und vor allem helfen, ein gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen oder auch das Wunderwerk der Sprache ein Stück weit durchschauen und begreifen zu lernen. – Sind solche Ansprüche neu und erst in unserer modernen Zeit entstanden?

Nein, das damalige Bürgertum hat den Zweck eines deutschen Wörterbuchs eben so gesehen. Und Daniel Sanders machte sich zu seinem Sprachrohr. Seine Gegnerschaft zu den Brüdern Grimm ist nur zu verstehen, wenn man sich die Unterschiedlichkeit der Lebensorientierungen mit ihren weitreichenden Folgen für die Sprache und die Wissenschaft von den Wörterbüchern veranschaulicht.⁴ Die Aufklärung wurde nicht, wie man das oft so liest, zu Beginn des Jahrhunderts von der Romantik abgelöst. Nein, das aufgeklärte Gedankengut wurde von Bildungs- und Wirtschaftsbürgern bewahrt und den modernen Verhältnissen angepaßt, so daß in manchen Bereichen eine Konkurrenz zwischen romantischem und aufgeklärtem Denken bestand. Die romantischen Brüder waren der Goliath und der aufgeklärte Sanders der kleine David. Die Rolle des gut gezielten Steins übernahmen Sanders' scharfer Verstand, seine spitze journalistische Feder und nicht zuletzt sein ungeheuer beharrlicher Fleiß.

Was waren die zentralen Leitideen dieser modernen Aufklärung des 19. Jahrhunderts, die Sanders auch in der Sprachforschung verwirklicht sehen wollte? Erstens: Bildung. Im Zentrum des humanistischen Menschenbilds steht das Individuum, das seine ureigenen Anlagen durch Erziehung und Selbstbildung entwickeln soll. Bildung heißt zugleich Zivi-

3 Insofern brach das Grimmsche Wörterbuch mit allem bis dahin Üblichen, d.h. mit den Nachschlagewerken der Aufklärung, und begann etwas Neues. Neu war die Darstellung der Wortbedeutung nach ihrer geschichtlichen Entwicklung; dazu mußten sie bei jedem Stichwort zuerst ganz an den etymologischen Anfang, die Wurzel, zurückgehen. So neu die ganze Wissenschaft war, so wenig war aber von diesen Wurzeln im Einzelnen bekannt. Da blieb es nicht aus, daß Jacob und Wilhelm Grimm manch gewagte Spekulation anstellten, woher ein Wort wohl kommen könnte, und diese spekulative Für und Wider schrieben sie, wie in der Wissenschaft durchaus üblich, in ihrem Wörterbuch nieder. Ihr Interesse für die weit zurückliegenden Geschichten der Wörter war so dominant, daß die Behandlung des Wortgebrauchs in der Gegenwart ganz unwichtig wurde. – Und noch eine Besonderheit des Wörterbuchs muß erwähnt werden. Bis dahin waren Wörterbücher immer von mehr oder weniger allein arbeitenden Forschern geschrieben worden, die sich dafür aus den Werken ihrer Vorgänger bedienten. Weil aber die Grimms nun etwas ganz anderes, neues wollten, konnten und wollten sie die Werke ihrer Vorgänger nicht zur Grundlage ihres Buches machen. Sie brauchten eine völlig neue, andere Grundlage. Sie warben bei ihren wissenschaftlichen Bekannten und Schülern um Helfer, die die Literatur vom Mittelalter an durchlasen und die für die einzelnen Wörter interessanten Stellen herauschrieben. Exzerpieren nennt man das in der Lexikographie, eine mühsame, langwierige und zum Teil stupide Arbeit, die aber nicht nur Früchte trägt in Form immer vollerer Zettelkästen, sondern bei dem Exzerptor oder der Exzerptorin selbst für eine gründliche Textkenntnis sorgt, die sich wiederum positiv auf die Qualität der Bedeutungsangaben auswirkt. – Die Brüder Grimm, wie gesagt, ließen exzerpieren. Bei der Menge an Literatur, die ihnen als Materialgrundlage vorschwebte, war das auch fast nicht anders zu machen. Leider versäumten sie es aber, ihren Helfern Richtlinien an die Hand zu geben, nach denen diese hätten entscheiden können, was eine interessante Stelle, ein guter Beleg für ein bestimmtes Wort überhaupt ist. Später klagten sie dann über die teilweise schlechte Qualität der Exzerpte und auch über die Säumigkeit mancher Helfer, die ihre Zettel nicht ablieferten.

4 Es ist lange Zeit übersehen und vernachlässigt worden, daß neben dem romantischen, biedermeierlichen und nationalistischen Deutschland des 19. Jahrhunderts auch noch andere Lebens- und Weltanschauungen oder Kulturen, wie man das heute nennt, existierten. Und das Bild, das sich jemand von der Sprache und von der Art und Weise macht, wie man mit Sprache umgeht, sind ja eingebettet in solch einen Anschauungsrahmen und erwachsen aus ihm.

lisierung des Einzelnen und der gesamten Menschengesellschaft, d. h. also eine allmähliche Emanzipation aus den barbarischen, animalischen Zuständen der Menschheit. In seinem Wörterbuch erläutert Sanders **Bildung** als:

„die Fort- und Ausbildung der in einem Gegenstand, zumal in Personen liegenden Anlagen; die geistige Kultur, als die Stufe und die Art der Ausbildung, auf welcher ein Einzelner oder eine Gesamtheit steht“ (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE I:137).

Diese Zivilisierung sollte Geist und Herz umfassen, Intellekt und Gemüt. Was Sanders Herzensbildung nannte, würden wir heute als Selbstkontrolle bezeichnen, als ein an-die-Kandare-nehmen der eigenen Egoismen, Vorurteile und feindseligen Affekte. Sanders' Begriff der Herzensbildung ist eng verwandt mit dem Begriff der Weltbildung. Er verband damit den Appell zu einer gelassenen Offenheit gegenüber anderen Völkern und Sitten. Er hat seine Übersetzung des Hohen Lieds mit der Aufforderung kommentiert, sich einmal in die so ganz andere Denkungsart des Orients hineinzusetzen, um dieses Stück biblischer Poesie zu verstehen.

Die zweite Leitidee des aufgeklärten Bürgertums des 19. Jahrhunderts war Aufklärung und man kann das ganz wörtlich verstehen. Etwas klar machen, erklären und durchleuchten, etwas in ein klares Licht und hell vor die Augen stellen mit solchen Ausdrücken beschrieb Sanders immer wieder seine wissenschaftliche Tätigkeit. In seinem Wörterbuch steht unter

Aufklären: „den Geist von Etwas die Einsicht Umnebelnden und Verwirrenden, die klare Anschauung Hemmenden frei machen, ins Klare setzen“. (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE I :922).

Mit Unklarheiten und Geheimnissen fand Sanders sich nicht ab. Die Vorliebe für das Dunkle, Geheimnisvolle, Mythische und Mystische, die bei den Romantikern gerade mit Bezug auf die Sprache vorherrschend war, spießte er in den mit Adolf Glaßbrenner herausgegebenen Xenien der Gegenwart erbarmungslos auf.

Die dritte Leitidee war der Glaube an den Fortschritt der Geschichte als eines stetig voranschreitenden Prozesses von der Barbarei zur Zivilisation. Für das aufgeklärte Bürgertum konnte sich die Gegenwart immer nur zum Besseren hin entwickeln; denn der Geist der neuen Zeit würde sich unaufhaltsam durchsetzen. Sanders hat noch die erste große Antisemitismus-Welle um 1880 als „dunkle Wolke“ verstanden, die sich vorübergehend vor die Sonne von Aufklärung und Toleranz geschoben habe. Mit Lessing und Herder verband ihn, daß der Zivilisationsfortschritt beim Individuum ansetze, dann die ganze Nation und endlich die gesamte Menschheit erfassen werde.⁵

Sanders' Engagement für „mein“ deutsches Volk, wie er es selbstverständlich nannte, ist als Begeisterung für das Erreichen der zweiten Stufe in diesem Dreischritt zu verstehen. Er stellte ja sein Lebenswerk in den Dienst der kulturellen Höherentwicklung des ganzen deutschen Volkes, und die Verkaufszahlen seiner Bücher haben ihn in dem Glauben bestärkt, daß seine Auffassung von Sprachbildung anerkannt und gebraucht wurde.

In der nationalen Begeisterung berührten sich die aufgeklärte und die romantische Lebensorientierung. Dennoch ist der Unterschied offensichtlich: Für den Aufklärer Sanders waren die ihrer selbst bewußten und kulturell entwickelten Einzelnationen die Vorbedingung für den zivilen Umgang der Nationen untereinander und für die Höherentwicklung der Menschheit. – Bei den Romantikern wurde ein selbstbewußtes Deutschland immer im Gegensatz zu fremden Völkern, vor allem zu den Franzosen gesehen, wurde verglichen und nach deutscher Überlegenheit gestrebt. Sie können das leicht feststellen, wenn Sie Stichwörter wie *deutsch* oder *frei* bei Sanders und Grimm vergleichen.

5 Aufschlußreich ist folgendes, von Sanders selbst formuliertes Satzbeispiel: „Die Jammer- und Klagreden der Greise über die Jetztzeit und ihre Lobreden auf die Vergangenheit“ (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE II.1:684).

Es ist nun kein Zufall, daß sich der jüdische Deutsche Daniel Sanders der Gruppe des aufgeklärten Bürgertums zugehörig fühlte. Die romantische Mittelaltersucht hatte ihre Spuren auch in Rechtspraxis und Politik hinterlassen. Vor allem in den rheinischen Gebieten, die von Napoleon besetzt gewesen waren und in denen auch die jüdischen Bewohner durch aufgeklärte Naturrechtssatzungen erstmals den übrigen Bürgern gleichgestellt worden waren, war man nach 1815 wieder zum alten, vermeintlich rein deutschen Recht zurückgekehrt und hatte folglich auch die Juden wieder den alten Gettordnungen unterworfen.⁶

Sanders hat sein Wörterbuch für das deutsche Volk noch als Schutzjude schreiben müssen, der von großherzoglicher Gnade abhängig war, statt sich auf verfassungsmäßige Rechte verlassen zu können. Den „Schutzbrief“ der „Schutzjuden“ nannte er in seinem Wörterbuch „landesherrliche Urkunde über den verheißenen Schutz“ (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE I:216) – nur eine Verheißung, ein Versprechen war solch ein Schutz, kein sicheres Recht.

Nichts ist einleuchtender, als daß die jüdischen Deutschen weiter dem aufgeklärten Naturrecht und der französischen Menschenrechtserklärung anhängen – prompt wurden sie als Franzosenfreunde, vaterlandslose Gesellen und als undeutsch gebrandmarkt.

Die Mittelaltersucht der romantischen Juristen brachte in wirtschaftlicher Hinsicht auch eine Stärkung der Zünfte mit sich, die seit Jahrhunderten die Zulassung von Juden zu Handwerksberufen bekämpft und mit dafür gesorgt hatten, daß jenen kaum etwas anderes als die Kaufmannsberufe übrig blieben. Der Handel aber, insbesondere der Fernhandel, in dem Juden aufgrund ihrer überregionalen jiddischen Sprachkenntnisse besonders tätig waren, hatte lange genug unter der deutschen Kleinstaaterei gelitten und versprach sich von einem gesamtdeutschen Staat den freieren Austausch von Waren und auch von Gedanken. Unter den Wirtschaftsbürgern waren also zwangsläufig viele Juden, etwa Sanders' Vater und Bruder Alexander, aber auch unter den Bildungsbürgern fanden sich viele jüdische Deutsche. Durch die rechtliche und kulturelle Emanzipation zu Jahrhundertbeginn war das jüdische Bildungsniveau stark gestiegen, aber die meisten jüdischen Akademiker waren arbeitslos, denn die Beamtenberufe in Schule, Universität und Verwaltung, waren ihnen verschlossen. In Sanders' Generation gab es beträchtlich viele Juden, die in Buchhandel und Verlagswesen, in Journalismus und Schriftstellerei oder in den wenigen jüdischen Schulen ihr kärgliches Brot verdienten. Dies alles waren Berufsfelder, in denen es auf den geschickten und kreativen Umgang mit Sprache ankam, und Daniel Sanders war als Kaufmann, Lehrer, Journalist, Übersetzer und Schriftsteller tätig gewesen, bevor er sich an sein großes Wörterbuch machte.⁷

Dem realistischen und vorwärtsgewandten Bürgersinn widersprach das Mythologisierende und die gelehrte Wurzelgräberei der germanistischen Sprachforscher. Ihrem aufgeklärten Interesse an der Muttersprache lag eine ganz andere Vorstellung von Sprache zugrunde, eine Vorstellung, in der die Sprache eine menschliche Fähigkeit, ein Instrumentarium des Dialogs und der Gemeinschaftsbildung ist. Nach dieser Vorstellung muß der Mensch seine angeborene Sprachfähigkeit entwickeln und weiterbilden, um auch die Feinheiten des Instrumentariums zu beherrschen. Hier dient die Sprache dem Menschen und kann sich seinen Ausdrucksbedürfnissen anpassen. Anders in der romantischen

6 Für die Frankfurter Juden geschah dies ausgerechnet auf der Grundlage eines Rechtsgutachtens, das der akademische Lehrer und Freund der Grimms, Friedrich Karl von Savigny, erstellt hatte.

7 Die der gesamten aufgeklärten Bildungsidee anhängenden Bürger teilten zwar die nationale Begeisterung und verehrten die Brüder Grimm, die vor allem seit dem Protest der „Göttinger Sieben“ gegen den Verfassungsverbruch des Königs von Hannover (1837) als Helden galten. Der Student Sanders hatte dem berühmten Sprachforscher Grimm ja sogar selbst gesammeltes Material für sein geplantes Nationalwörterbuch zugesandt, aber der Vielbeschäftigte sandte es unbeachtet zurück. Die Idee und der Wille zu einem Nationalwörterbuch war allgemein verbreitet; wie so ein großes Werk aber auszusehen habe, darüber herrschte weithin Unklarheit und – wie sich später herausstellen sollte – Uneinigkeit.

Sprachwissenschaft der Brüder Grimm: hier hat eher der Mensch der Sprache zu dienen, sich ihr anzupassen und sich von ihr wieder zurück leiten zu lassen zu ihrer vermeintlichen alten Schlichtheit.⁸ In der aufgeklärt-bürgerlichen Sprachvorstellung diente der tatsächliche Sprachgebrauch als Leitlinie in Zweifelsfragen. Die Romantiker trugen an die Sprache einen von außen kommenden, künstlich germanisierten Maßstab heran; die Aufklärer suchten den Maßstab für richtig und falsch, schön und unschön im Sprachgebrauch selbst und bei den Verständigungsbedürfnissen der Sprachbenutzer. Eben diese Überzeugung und nicht die romantische liegt auch der heutigen Sprachwissenschaft zugrunde.

Der Streit

In der berühmten Vorrede zum berühmtesten und größten aller deutschen Wörterbücher gibt der Goliath Jacob Grimm zu, daß ein Stein ihn getroffen habe: Es sind zwei Spinnen über diesen Wortgarten gekrochen und haben ihr Gift ausgelassen, schreibt Grimm, ohne den Namen des verhaßten Kritikers zu nennen.

Was war geschehen? Im Mai 1852 war die von der ganzen Nation sehnlich erwartete 1. Lieferung des Wörterbuchs aus der Feder Jacob Grimms erschienen, und sofort berichteten alle großen Zeitungen darüber. Fast alle nahezu enthusiastisch – doch wurden dabei die Personen mehr gefeiert als die Sache. Auch Sanders nahm sich das Heft mit der Strecke A bis ALLVEREIN vor, schrieb eine umfängliche Kritik⁹ und bot diese Schrift einer bekannten Fachzeitschrift¹⁰ an, die aber vor der Schärfe der Kritik an „den ersten Größen der deutschen Sprachwissenschaft“¹¹ zurückschreckte, so daß es als Separatdruck im Verlag Heinrich Heines, bei Hoffmann und Campe, erscheinen mußte. Eine zweite und dritte Kritik samt eines eigenen, neuen Wörterbuchplans folgten jeweils ein Jahr später.

Worauf zielten nun Sanders' Beanstandungen an dem von der gesamten Nation zunächst blindlings bewunderten Wörterbuch? Ausschlaggebend war die Zielgruppe, für die das Wörterbuch gedacht sein sollte: die gebildeten Bürger, und nicht die Fachgelehrten. Die Brüder Grimm hatten ja immer wieder betont, daß sie ein Buch für das ganze Volk schaffen wollten, damit eben dieses Volk zu den Ursprüngen seiner Sprache und zu den Wurzeln seiner Identität zurückfinden sollte. Das Ergebnis mit den vielen lateinischen und fremdsprachigen Erläuterungen sah dann aber doch vielmehr nach einem Werk für Gelehrte aus.¹² Für Sanders war ein Eintrag wie „Ameise, formica, ein behendes schön-gelenkes Tier, althochdeutsch ameiza“ (Bd. 1,277) an der Zielgruppe vorbei geschrieben, die – das sah er realistisch – gar nicht das „ganze Volk“ umfassen könne, sondern höchstens „die gebildeten und nach Bildung strebenden Kreise“. Dieses Bürgertum brauchte seiner Meinung nach ein übersichtliches und ganz konsequent gestaltetes Werk, das es erlaubt, gezielt nach Informationen zu suchen. Unter „Ameise“ liefert Ihnen Sanders eine Erläuterung, die einem Biologiebuch alle Ehre machen würde: „ein zu den Hautflüglern gehöriges, in sogen. Ameishaufen in großer Menge lebendes Insekt“ usw. und schreibt zum Wortgebrauch: „Oft zur Bez. des Kleinen, Emsigen, in großer Masse Wimmelnden“ (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE I:28)

Informative Wörterbücher etwa in dieser Art gab es schon längst, nur ihr Inhalt war inzwischen veraltet. Sanders' Forderung nach systematischer, informativer und für Nicht-

8 In der Sicht der Romantik war die Sprache ein über den Menschen stehendes und von ihnen unabhängiges Wesen mit einer eigenen Entwicklung und Lebensgeschichte.

9 Halb so lang wie die kritisierte Lieferung selbst, in der auch eine sehr lange Liste mit Korrekturen zu einzelnen Wörtern und Angaben enthalten war.

10 Den „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“.

11 zit. Böhme 1896, s. Haß-Zumkehr 1995: 417.

12 Gleich nach dem Stichwort ALT steht bei Grimm „vetus“ und dann folgen die Entsprechungen für *alt* in der gotischen, althochdeutschen, altsächsischen, altgermanischen, englischen, niederländischen, schwedischen, dänischen usw. usw. Sprache.

gelehrte verständlicher Darstellung war insofern nichts unerhört Neues. Mit seiner Kritik sprach er eigentlich nur die allgemeinen Erwartungen aus, an denen gemessen das Grimm-sche Wörterbuch nach Willkür und Laune sowie mit viel „gelehrtem Plunder“ gemacht sei (mB 422). 1859 schrieb Sanders über das „das Publikum, für das ich mein Werk bestimmt“:

„Es ist dies nämlich nicht ein Publikum v.[on] lauter Sprachforschern und „Wurzelgräbern“, sondern der weite Kreis aller gebildeten Deutschen und dazu unter den Ausländern aller derer, die sich über unsere Sprache u. Literatur nach dem Standpunkt ihrer heutigen Ausbildung unterrichten wollen.“ (zit. Haß-Zumkehr 1995: 305)

Ein zweiter gewichtiger Punkt von Sanders' Kritik war Grimms Vernachlässigung des tatsächlichen Sprachgebrauchs. Seiner romantischen Sprachauffassung gemäß wollte Grimm sein Publikum zur alten deutschen Sprache zurückführen, sparte also nicht mit Tadel und Lob bei den von ihm zitierten Schriftstellern, je nachdem ob sie die von Grimm geforderte altdeutsche Biederkeit und Sprachmächtigkeit besaßen oder nicht. Sanders waren solche Vorschriften ein Dorn im Auge, die von oben herab, ohne Begründungen und ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeitgenossen daher kamen. Ohne seine Kritik in die Watte der Höflichkeit zu packen, prangerte er „das Streben der beiden Brüder [an], als Diktatoren dem deutschen Volk [. . .] willkürliche Gesetze vorzuschreiben“ (Haß-Zumkehr 1995: 422).

Sanders vertrat auch später immer wieder die Ansicht, daß ein Wörterbuchschrreiber sich nicht zum Sprachrichter aufschwingen dürfe, sondern lediglich den tatsächlichen Sprachgebrauch klar und verständlich zu beschreiben und dem Benutzer höchstens in Zweifelsfällen Vorschläge zu unterbreiten habe, wie er zu Klarheit und Eindeutigkeit der Ausdruckweise finden könne. Ihn störte nicht nur die autoritative Anmaßung, sondern interessanterweise auch, daß sich ein wissenschaftliches Ich mit Sprachurteilen in den Vordergrund drängt. Sanders hielt dafür, „daß gerade derartige Nachschlagebücher [...] ihrem Zweck und ihrer Bestimmung auch am besten und sichersten entsprechen, je weniger der Verfasser darin mit seinen besonderen Ansichten und Meinungen hervortritt und je mehr seine Person hinter dem für sich selbst sprechenden sachlichen Inhalt zurücktritt oder am besten verschwindet.“ (ebd. 422, Anmerkung)

Von den beiden Hauptkritikpunkten – Verfehlung der Zielgruppe, Ersetzung des Sprachgebrauchs durch eine künstliche und altertümelnde Sprachnorm – lassen sich alle weiteren Einwände von Sanders herleiten. Etwa daß die Quellengrundlage und die Auswahl der Stichwörter im Grimmschen Wörterbuch nicht am gegenwärtigen, sondern am mittelalterlichen Sprachgebrauch ausgerichtet seien.

Die Stichwortauswahl stellt für jedes deutsche Wörterbuch ein schwieriges Problem dar, denn Sie können im Deutschen mit Hilfe von Zusammensetzung und Ableitung beliebig viele neue Wörter bilden; eine 100%ige Erfassung des deutschen Wortschatzes ist deshalb völlig unmöglich. Lexikographen müssen sich daher gewisse Richtlinien setzen, wie sie hier sinnvoll begrenzen. Grimm ist in dem Problem schier ertrunken; gleich im ersten Buchstaben A bekam er es mit den unendlichen Reihen der Verben mit den Vorsilben *ab-*, *an-*, *auf-* und *aus-* zu tun und verzeichnete einerseits zwischen *anackern* und *anzwitschern* vieles Ungebräuchliche, andererseits fehlen wichtige Formen. Sanders wählte stattdessen einen ganz anderen, streng systematischen Weg und behandelte solche Zusammensetzungen unter dem jeweiligen Grundwort, *anackern* findet sich bei ihm also zusammen mit *beackern* und *losackern* unter *ackern*.

Sanders mußte bei diesem Verfahren, wie man sieht, die streng alphabetische Anordnung manchmal verlassen und ein sekundäres Ordnungssystem hinzunehmen, das auch ein Stück jenes Bedeutungsgefüges widerspiegelt, das der Wortschatz einer Sprache darstellt. Die Wörter *Sinn*, *Besinnung*, *ersinnen*, *sinnlich* und *leichtsinnig* stehen bei ihm zusammen. Gerade für den Sprachunterricht ist das Aufzeigen solcher Zusammenhänge von großem Wert. Folglich kritisierte Sanders an Grimms streng alphabetischer Ordnung, daß damit die wichtige Möglichkeit verschenkt wird, auch etwas über die Verwandtschaft der Wörter untereinander deutlich zu machen. Zwischen den Stichwörtern *Besinnung*

(Bd. 1) und *Sinn* (Bd. 16) liegen im Grimmschen Wörterbuch fünfzehn Bände und mehrere Jahrzehnte der Bearbeitung.¹³

Lexikographen brauchen Prinzipien wie diese, und zwar bevor sie den ersten Federstrich am Wörterbuch tun. Genau hierin unterscheiden sich Grimm und Sanders am meisten: für den Romantiker Grimm waren Prinzipien generell etwas Unerwünschtes; einmal gehörten Regeln usw. dem alten, überholten Rationalismus der Aufklärung an, der gegenüber man sich im frühen 19. Jahrhundert dem Gefühl, dem Gespür, der Ahnung und dem Genie zugewandt hatte. Nein, Grimm lehnte Prinzipien auch in der wissenschaftlichen Arbeit grundsätzlich ab, lieber versenkte er sich ganz in sein Material und ließ sich von ihm inspirieren.

Sanders ahnte wohl schon, was heute unbestrittener Stand der Erkenntnis ist, daß man bei prinzipienloser Beschäftigung mit einem Material, vor allem wenn es sich um sprachliches Material handelt, viel zu leicht Vor-Urteile hineinliest und am Ende nur die vorgefaßte Meinung bestätigt wird. Gerade Geisteswissenschaftler müssen glasklar und nachvollziehbar darlegen können, wie und durch welche gedanklichen Schritte sie von dem Text A zu der Erkenntnis B gekommen sind.¹⁴

Ich muß noch auf einen besonderen Punkt von Sanders' Kritik an Grimm eingehen. Gemeint ist die politisch und religiös-konfessionell einseitige Auswahl der einem Wörterbuch zugrunde gelegten Quellen.

Das Rückwärtsgewandte der Grimmschen Sprachauffassung ging Hand in Hand mit der Bevorzugung älterer und der Vernachlässigung gegenwärtiger Literatur im Wörterbuch. Sanders kommentierte dies – wenige Jahre nach der Märzrevolution! – mit den Worten: „Eine gewisse Klasse deutscher Gelehrter möchte uns so gern das Zunftwesen auch in der Literatur auf das Vollständigste restaurieren“ (Haß-Zumkehr 1995: 427). Er verband mit diesem Urteil die Behauptung, daß Jacob und Wilhelm Grimm die Autoren des sog. Jungen Deutschlands, also Heine, Börne, Gutzkow, Freiligrath usw. aus politischen Erwägungen übergangen hätten. Die Behauptung war gewagt, obwohl die genannten Autoren in den ersten Bänden tatsächlich fehlten, aber die Grimms hatten ja ihre Quellen nach dem Kriterium der „Sprachgewalt“ ausgewählt, so subjektiv dies auch war. Sprachgewalt ging zeitgenössischen Schriftstellern in Grimms Augen aber grundsätzlich ab. Doch gerade da, wo Prinzipienlosigkeit und Subjektivität vorherrschen, können sich Vorlieben und Abneigungen in die Wissenschaft einschleichen. Das hatten auch Katholiken kritisch angemerkt, die in Grimms Wörterbuch Luthers Schmähungen über die katholische Ablaßpraxis wiedergefunden hatten, ohne daß die Äußerungen in den historischen Zusammenhang eingeord-

13 Die Brüder Grimm haben nur die dreieinhalb Bände ihres Wörterbuchs selbst verfaßt; Wilhelm den ganzen Buchstaben D, Jacob alles andere von A bis zum Stichwort FRUCHT. Über diesem Wort „nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand“, So heißt es im Wortartikel, und andere führten das Werk zuende. Der letzte Band erschien 1960, der Quellenband 1971.

14 Prinzipienlosigkeit warf Sanders dem Grimmschen Verfahren auch bei der Aufnahme der Fremdwörter vor. Für Grimm zählten Wörter lateinischer, griechischer und französischer Herkunft auch bei tausendjährigem Gebrauch in der deutschen Sprache nicht zu der Sprachmächtigkeit, die er wiederzugewinnen hoffte. Deshalb schloß er sie eigentlich aus dem Wörterbuch ganz aus. Aber dennoch behandelt er aus unerfindlichen Gründen hier und da ein Wort wie *apart* oder *Balkon* (aus dem It.). Für Sanders und seine Ausrichtung an der Instanz des tatsächlichen gegenwärtigen Sprachgebrauchs stand völlig außer Frage, daß entlehnte Wörter, sofern sie gebräuchlich und für den Ausdruck notwendig sind, selbstverständlich zum deutschen Wortschatz dazu- und in sein deutsches Wörterbuch hineingehören. Außerdem ist ja bei den Fremdwörtern der Nachschlagebedarf am allerhöchsten. Benutzer, an die er dachte, würden fragen wollen: Wie schreibt man das? Und was bedeutet das genau? Einem Briefpartner gegenüber erklärte Sanders:
„Daß ich mit Müß u. Sorgfalt die technischen u. gewerblichen Ausdrücke aufgenommen, wird - als durchaus zeitgemäß - sicher Zustimmung u. Beifall finden, in Bezug auf die Fremdwörter glaube ich das richtige Maß getroffen zu haben. Sie sind einmal in der Sprache u. ich will weder noch kann ich die Sprache [...] ‚machen‘, sondern ich will die gewordene, so wie sie ist, darlegen. Außerdem ist die Aushilfe eigener Fremdwörterbücher ein wunderlicher Behelf, zu dem kein anderes Volk gegriffen u. soll man etwa ‚disputieren‘ im Fremdwörterbuch, ‚Einem Etwas abdisputieren‘ in deutsch. Wörterb. nachschlagen?“ (Haß-Zumkehr 1995:306)

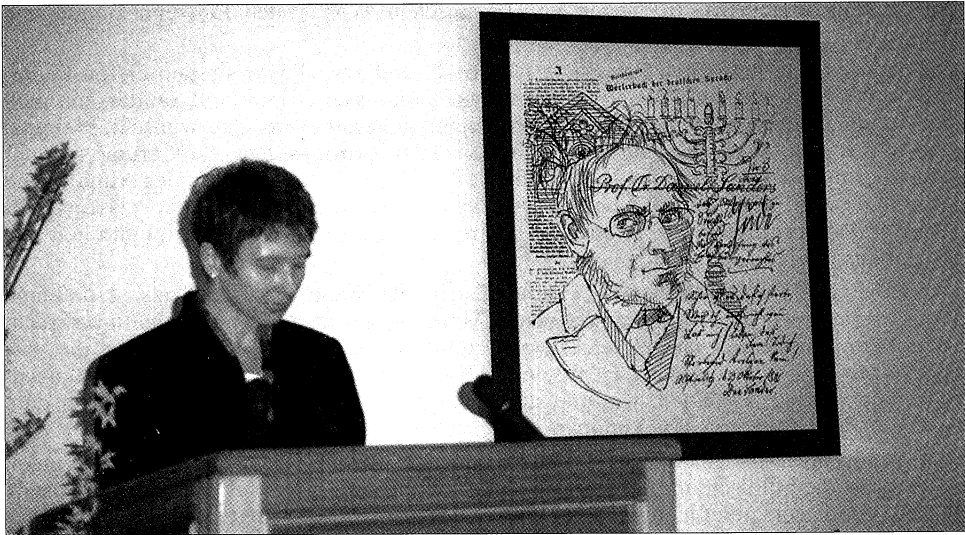


Foto: W. Neubauer

net worden wären. Luther war für die Brüder Grimm eine der sprachgewaltigsten Säulen ihres Wörterbuchs; sie zitierten ihn häufig und bewundernd, und ohne bewußte Absicht übernahmen die Lexikographen damit auch Luthers aus dem Zusammenhang gerissene Polemik gegenüber dem Katholizismus und auch gegenüber dem Judentum.

In zahlreichen Quellenzitaten aller bis 1945 erschienenen Bände des Grimmschen Wörterbuchs spiegelt sich die traditionelle Judenfeindlichkeit des Mittelalters und der frühen Neuzeit wieder. Wenn Lexikographen solche Zitate ohne sachlich historischen Kommentar stehen lassen, tragen sie zur Verbreitung von Vorurteilstraditionen bei, wie etwa die der stereotypen Verbindung von Judentum und Geld. Quellentexte und Zitate aus der Aufklärungszeit, etwa von Lessing oder von Moses Mendelssohn, die ein Gegengewicht zu den Stereotypen hätten bilden können, fehlen zumindest in den frühen Bänden des Grimm, während Sanders eben diese bevorzugt.¹⁵ Im Übrigen berücksichtigt er Bibelübersetzungen von jeder Konfession: Luther als evangelische, van Eß als katholische und die Übersetzung von Leopold Zunz als jüdische.

Sanders war mit der Feststellung, daß Wörterbücher Ideologien transportieren können, weil sie von Menschen gemacht sind, seiner Zeit weit voraus. Aber zugleich hielt er noch an dem alten aufklärerischen Ideal fest, daß Objektivität eines Nachschlagewerks grundsätzlich möglich sei. Mit seiner Kritik an der politischen Einseitigkeit Grimms kämpfte Sanders aber eindeutig selber für seine jüdischen Schicksalsgefährten, ebenso wie er es unauffällig auch in seinem eigenen Wörterbuch tat. Dies war allerdings eine Gratwanderung, denn er mußte um der Akzeptanz seines eigenen Wörterbuchs willen alles

¹⁵ Sanders konzentrierte sich in seiner Kritik auf politisch-ideologische, nicht auf konfessionelle Einseitigkeiten Grimms. Er vertrat nun die Meinung, daß die politische Position oder der moralische Anstand eines Autors in der Lexikographie keine Rolle zu spielen habe, m. a. W. daß der Lexikograph seine persönliche Meinung auch hier völlig zurückstellen müsse:

„Als ob es sich hier um die politische Farbe des Schriftstellers handelte! als ob guter Stil und s. g. gute Gesinnung identisch wären! [...] Wir legen für Heine's sittliche Reinheit [...] keine Lanze ein; aber es ist hier auch gar nicht die Frage von seiner sittlichen Reinheit, sondern von seiner Bedeutsamkeit als Schriftsteller, von seinem Einfluß auf unsere Literatur, den Niemand wegleugnen kann und den deutsche Lexikographen nicht unbeachtet lassen dürfen“ (Haß-Zumkehr 1995: 428).

vermeiden, was dem Ganzen das Etikett „jüdisch“ aufgedrückt hätte. So versuchte der Aufklärer Sanders immer wieder, stereotype, diskriminierende und schiefe Vorstellungen zurechtzurücken, ohne sich dabei auffällig für die Juden einzusetzen.¹⁶

Auf der anderen Seite kann man aber feststellen, daß Sanders bei der Erläuterung von Jiddismen und typisch judenfeindlichen Schlagwörtern wie *Wucher*, *Schacher*, *Mauscheln* usw. versucht, etwa die auch heute noch anzutreffenden Assoziierung von Gaunern und Juden aufzulösen. Jacob Grimm erläuterte das Verb „acheln“ als „ein undeutsches, aus der jüdischen und gaunersprache entnommenes wort“; wohingegen Sanders schreibt: „acheln, transitiv, hebr. essen“ (mB 398) und die Wörter streng von den sie verwendenden Menschen trennt.

Auch bei Grimms Nachfolger Rudolf Hildebrand wird das Stichwort *Gauner* noch so erläutert, als seien Kriminelle und Juden nahezu identische Gruppen. Sanders hingegen sucht als undeutsch geltende Wörter jüdischer und hebräischer Herkunft wie *Goi* oder *Schmu* zu rehabilitieren, indem er an Beispielen nachweist, daß diese Wörter von den angesehensten deutschen Autoren verwendet wurden.¹⁷

Ein Wörterbuch war für Sanders also auch ein Mittel zur Beförderung von Gerechtigkeit und Aufklärung, auch zur Aufklärung und Entgegnung auf judenfeindliche oder sonstige Vorurteile. Ihm wurde als erstem Sprachwissenschaftler bewußt, daß Wörterbücher nicht vom Himmel gefallene Instanzen sind, sondern menschliche Produkte und insofern immer mehr oder weniger an ihre Zeit und ihren Horizont gebunden.¹⁸

Die Geschichte des mecklenburgischen David und der Berliner Goliaths ging, wie wir wissen, für David nicht eben gut aus. Die Nachfolger und Schüler der Brüder Grimm haben deren Urteil über den Kritiker und erfolgreichen Konkurrenten Sanders weiter verbreitet und seine Anerkennung in der germanistischen Wissenschaft verhindert. Nur beim Bürgertum, bei Journalisten und Schriftstellern hatte er Erfolg, wurde gekauft und gelesen. Der Erfolg war so groß, daß sein mecklenburgischer Landesherr ihm dafür den Professorentitel verlieh.

Sanders' Kritik war kompromißlos in der Sache und polemisch im Ton, etwa wenn er schrieb:

„Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm ist eben gar kein Buch, es sind vielmehr nur rohe, kaum geordnete Materialien zu einem solchen.“ (vgl. Haß-Zumkehr 1995: 425). – „[es ist] in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt.“ (vgl. ebd. 429, Anm.)

Aber für einen jungen Heißsporn, wie Sanders in den 50er Jahren einer war, gehörten geschliffene Rhetorik und klare Positionsbestimmung zum intellektuellen Streit dazu. Ihn reizte es geradezu, daß seine Zeitgenossen beim Anblick des Namens Grimm das eigene Denken abzuschalten und in starre Ehrfurcht zu verfallen schienen. Aber Jacob und Wilhelm Grimm waren, das zeigen auch noch andere Fälle, unfähig zum intellektuellen

16 Manchmal grenzt dieser Versuch an Verdrängung, etwa wenn Sanders unter dem Stichwort *Ghetto* bloß vermerkt: „das Judenviertel“. Und nur eine übertragene Verwendung des Worts durch den jüdischen Publizisten Börne anführt, der Deutschland als das „Ghetto Europas“ bezeichnet. – Hier spricht der emanzipierte aufgeklärte Jude, für den das Ghetto einer untergegangenen Welt der dunklen Zeit des Mittelalters angehörte. Obwohl in den Schriften Goethes, Heines und Leopold Komperts jüdische Gettos auch durchaus positiv geschildert werden und Sanders diese Bücher in sein Quellenverzeichnis aufgenommen hat, bringt er keinen Beleg aus ihnen.

17 Ganz besonders häufig begegnet hierbei der Name Johann Peter Hebels, der mit seinen weit verbreiteten Kalendergeschichten maßgeblich an der Popularisierung aufklärerischen Gedankenguts auch in Bezug auf die Juden beteiligt war.

18 Der Vergleich der Wörterbücher von Sanders und Grimm, die zu etwa der selben Zeit „das“ deutsche Nationalwörterbuch schaffen wollten, ermöglicht der modernen kulturhistorischen Germanistik, die zeitliche und kulturelle Bedingtheit von Wörterbüchern generell zu erkennen. Man kann jetzt aufzeigen, daß auch die technischen Einzelheiten eines Wörterbuchplans mit der übergeordneten Lebensorientierung des Lexikographen und der sozialen Gruppe, für die er steht, zusammenhängen.

Streit. Sie mußte Freunde und Bewunderer bitten, in der Öffentlichkeit für sie das Wort zu ergreifen.¹⁹ 1859 gewann Jacob Grimm Karl Weigand, seinen späteren Nachfolger, für eine Rezension von Sanders' Wörterbuch. „Es soll mich wundern, wie Sie den bösen kerl, den Sanders packen werden“, schrieb Grimm an ihn, der in seiner Rezension dann tatsächlich auch zum Mittel kaum verhohlener Judenfeindlichkeit griff:

Sanders ist „auf dem Gebiete der deutschen Sprache“ „unbekannt“, „unwissend“ und „von so unwürdigem Betragen, daß man mit Recht zweifeln muß, ob in den Adern des in seinem Tadel wahrhaft Unermüdlichen auch nur ein Tropfen deutschen Blutes fließe.“ (zit. Haß-Zumkehr 1995: 511)

Jacob Grimm bedankte sich bei Weigand wie folgt:

Mein lieber und langmütiger freund [...] Sie haben mir Ihre anzeige des Sanders überschickt und ihn schön erfasst und abgefertigt. gehn Sie auch zu weit in meinem lob, so schadet das der gerechtigkeit des über ihn ergossenen tadel's nichts. sein buch ist mir ekelhaft, sonst könnte ich seine irrthümer in menge aufdecken, ich lasse es lieber un-gelesen liegen, wenn mich nicht noch einmal noth dazu drängt. aber was Sie sagen reicht schon vollkommen hin, ich weisz nicht, ob Ihnen bekannt geworden ist, dasz Sanders ein jude ist, er hat ganz die jüdische frechheit und zudringlichkeit [...]. sie hätten ihm nun jüdisches gepräge sehr treffend aufrücken können, etwa unter der bemerkung, dasz er der erste jude sei, der sich mit unsrer deutschen sprache befasse, ich wenigstens kenne keinen vorgänger, oder wissen Sie einen juden, der sich in deutsche grammatik geworfen hat? jetzt treiben seines gleichen alles, was wirkung macht und wovon sie sich vortheil versprechen.²⁰

Weigands Antwort darauf fiel in ihrer Judenfeindlichkeit noch hemmungsloser aus. Die Grimm-Anhänger haben mit dem zunehmenden Antisemitismus späterer Jahrzehnte die Stigmatisierung des Sanders'schen Werks beständig erneuert, so daß er nach 1945 völlig in Vergessenheit geraten war. Aber seine großen Wörterbücher haben in etlichen Bibliotheken still überdauert. Als ganz nützliche, aber letztlich „unwissenschaftlich“ geltende Werke eines unbekanntes „Außenseiters“ der Germanistik lernte ich sie kennen.²¹

Die national-romantische Schule hat sich nach den Brüdern Grimm noch lange gehalten und hat sich mit schuldig gemacht an den Katastrophen unseres Jahrhunderts.²² Die Nachkriegslexikographie in beiden deutschen Staaten hat in Unkenntnis dessen, was Sanders geleistet hatte, in vielem „das Rad neu erfinden“ müssen. Erst jetzt ist zu sehen, daß es auch im 19. Jahrhundert vernunftgeleitete und aufgeklärte Sprachforschung gab, die in vielem schon weiter war, als es die Duden-Wörterbücher heute sind.

Es wird Sie freuen zu hören, daß sich die heutige Germanistik der neuen, kritischen Sichtweise auf ihre Gründerväter mit Interesse öffnet. Einhundert Jahre nach seinem Tod hat Daniel Sanders aus Altstrelitz dieser Wissenschaft Türen und Fenster aufgestoßen und sie auf die eigenen verschütteten aufklärerischen Traditionen aufmerksam gemacht. Ohne die deutschen Juden des 19. und des 20. Jahrhunderts hätte es eine solche Aufklärung in der deutschen Geschichte und über sie nicht gegeben.

Literaturhinweis:

Haß-Zumkehr 1995 = Haß-Zumkehr, Ulrike: Daniel Sanders. Aufgeklärte Germanistik im 19. Jahrhundert. Berlin: de Gruyter 1995.

19 Diese Situation war 1859 gekommen, als Sanders vom Kritiker zum ernsthaften Konkurrenten geworden war, der mit seinem viel rascher erscheinenden Wörterbuch dem Grimm die Käufer abzuwerben drohte.

20 J. Grimm an Weigand am 9. 6. 1861, Staatsarchiv Marburg, 340 Grimm Br. 2257.

21 Über das Aufzeigen der kulturellen Dimension der Lexikographie hinaus liegt Sanders' Bedeutung für die Germanistik heute in seiner Modernität.

22 Daran konnte und wollte nach 1945 bzw. nach 1968 niemand mehr anknüpfen und deshalb wurde der Einfluß der russischen und der amerikanischen Linguistik so groß.

Der 19jährige Valentin Tschepogo (Tschapeha) aus Alt-Strelitz interessiert sich seit geraumer Zeit für die Flur- und Ortsnamensdeutung von Mecklenburg. Die Deutung des Ortsnamens Trebbow machte ihn stutzig und wurde zum Anlaß einer eingehenden Beschäftigung mit dem Dorf. Dank der ausgiebigen Unterstützung seitens vieler Heimatforscher gelang es dem Autor, eine vielleicht etwas gewagte Hypothese aufzustellen. Als Anregung zu einer Diskussion veröffentlichen wir sie im folgenden.

Lag Rethra bei Klein Trebbow ?

Bis heute ist das sagenumwobene Heiligtum der slawischen Redarier, welches über 300 Jahre den Abwehrkampf gegen die christlichen Eroberer steuerte, nicht gefunden worden. Die wenigen schriftlichen Quellen, welche uns heute über Rethra vorliegen, beschreiben zwar recht genau das Aussehen und die Lage jenes Tempels, doch ist die Lokalisierung des Heiligtums, seit seinem Untergang im 11. bzw. 12. Jahrhundert, umstritten.

Die Redarier selbst verschwanden ebenso geheimnisvoll wie ihr Heiligtum. Kleinere Bevölkerungsreste scheinen jedoch in unserer Landschaft geblieben zu sein.

Das Rückzugsgebiet um Klein Trebbow

Im angehenden 13. Jahrhundert waren die Redarier militärisch erschöpft, so daß sie keinen erheblichen Widerstand mehr gegen die Neuankömmlinge leisten konnten. Daher zogen sich die Reste des einst mächtigen Stammes in entlegene Gebiete zurück, wo sie von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an christianisiert und später assimiliert wurden. Ein solches Rückzugsgebiet stellt der Süden des heutigen Mecklenburg-Strelitz dar.

Die Grenze desselben verläuft, angefangen beim Krams-See, über die Useriner Mühle zur Woblitz herunter. Von dort aus folgt sie durch die Muka-Wiesen bis Ahrensberg dem Laufe der Havel, wo sie bis zum Streiflingsee durch den Drewensee markiert wird. Dann wendet sie sich nordöstlich zum Schweinegartensee, über Rödlin zum Wanzkaer See und von dort aus nach Weisdin. Von Weisdin aus umfaßt sie weit im Norden den Raum Zierke und endet, sich wieder südlich wendend, bei der Krams.

Dieses Rückzugsgebiet ist heute noch durch große Waldgebiete und viele unberührte Seen gekennzeichnet. Die überwiegende Mehrheit der Orte trägt bis heute slawische Namen, ebenso sieht es mit den Gewässer- und vielen Flurnamen aus.

Interessant ist, daß Ende des 13. Jahrhunderts dieses Gebiet durch Burgen förmlich umzingelt wurde. Ahrensberg (Gründung wahrscheinlich im 13. Jahrhundert durch die Grafen von Lindow-Ruppin: 1305 von der Mark Brandenburg erobert), Wesenberg (zuerst Burg von Werle: 1276 in der Schlacht bei Groß-Trebbow von der Mark Brandenburg erobert), Kratzburg (Burg von Werle), Weisdin (Ersterwähnung als „Burg Blumenhagen“ 1327, wahrscheinlich jedoch eine frühkolonialisatorische Gründung) und Fürstensee (1283 Ersterwähnung als märkische Burg) wurden errichtet. In die Mitte des Ganzen wird 1305–1316 die Wasserburg Strelitz gesetzt. So konnte das gesamte Rückzugsgebiet problemlos kontrolliert werden.

Die betreffende Gegend ist, vor allem im Süden, archäologisches Neuland. Auf archäologischen Karten ist sie dann zumeist auch als „Urwald“ bezeichnet. Dies ist erstaunlich, liegen doch gerade aus dem Raum Klein Trebbow zahlreiche Oberflächenfunde aus Steinzeit (u.a. Schaber, Klagen und Pfeilspitzen aus Feuerstein), Bronzezeit (u.a. jungbronzezeitliche Scherben, Feuerstellen) und Slawenzeit (u.a. Netzsenker und zahlreiche Scherben) vor. Außerdem befinden sich auf einem Sandfeld nahe Klein Trebbow ein bronzezeitliches Urnenfeld und eine zeitgleiche Siedlungsstelle, darüber eine slawische

Siedlungsstelle, auch frühdeutsche Scherben kommen dort gehäuft vor (was die Vermutung zuläßt, daß das Klein Trebbow von vor dem 30jährigen Krieg sich an anderer Stelle befand als heute).

Welche Anhaltspunkte mag es geben, Rethra in dieser Gegend zu suchen? – Zunächst einmal muß gesagt werden, daß es ein müßiges Unterfangen ist, Rethra in dem heutigen Klein Trebbow zu suchen, denn dieses ist weder landschaftlich, noch lagemäßig das von vor 800 Jahren. Erst genaues Nachforschen vermag ein ungefähres Bild zu liefern, wie es im Raum Trebbow vor der Kolonisierung ausgesehen haben mag. Gewaltige künstliche Wasserspiegelsenkungen und Landschaftsveränderungen haben jenes Gebiet gravierend verändert.

Zunächst wurde vermutlich im 14. Jahrhundert die sogenannte „Trebbower Bäk“ als Verbindung von Strelitz zur Woblitz gegraben. Auf ihr verfrachtete die Hanse Salz in Kähnen. Eine Karte von 1557, welche im Museum zu Lüneburg hängt, verzeichnet Strelitz als Endpunkt einer solchen Salzhandelsroute. Der Verlauf des Baches liegt quer zur natürlichen Schmelzrichtung, welche bei Trebbow nord-südlich ausgerichtet ist. Dies legt die Annahme nahe, daß er künstlich geschaffen wurde. Außerdem zerschneidet der Bach einen eiszeitlichen Höhenrücken, was auch eine natürliche Entstehung des Wasserlaufes anzweifeln läßt.

Durch die Trebbower Bäk floß der riesige See aus (Abb. 1a+b), welcher sich von Strelitz bis Klein und Groß Trebbow erstreckte. Die Verlandung des Sees wurde in späterer Zeit weiter begünstigt, unter anderem durch den Bau von Mühlen (nach 1250 Domjüchmühle, im 16. Jahrhundert Mühle Strelitz), durch Abwassereinleitung (ab 1680–1700 bis heute) und Havelregulierung (1740). So zerfiel der See, welcher wohl den Namen „Stendlitze“ trug, in kleinere Gewässer. Im Norden existiert heute (wieder, nach Beendigung der Entwässerungsmaßnahmen) eine kleine Wasserfläche, welche Stendlitze genannt wird. Östlich der heutigen B 96 sonderte sich in frühdeutscher Zeit der Schmidt-See ab, welcher im 19. Jahrhundert vollständig verlandete. Im Süden bestand ein großes

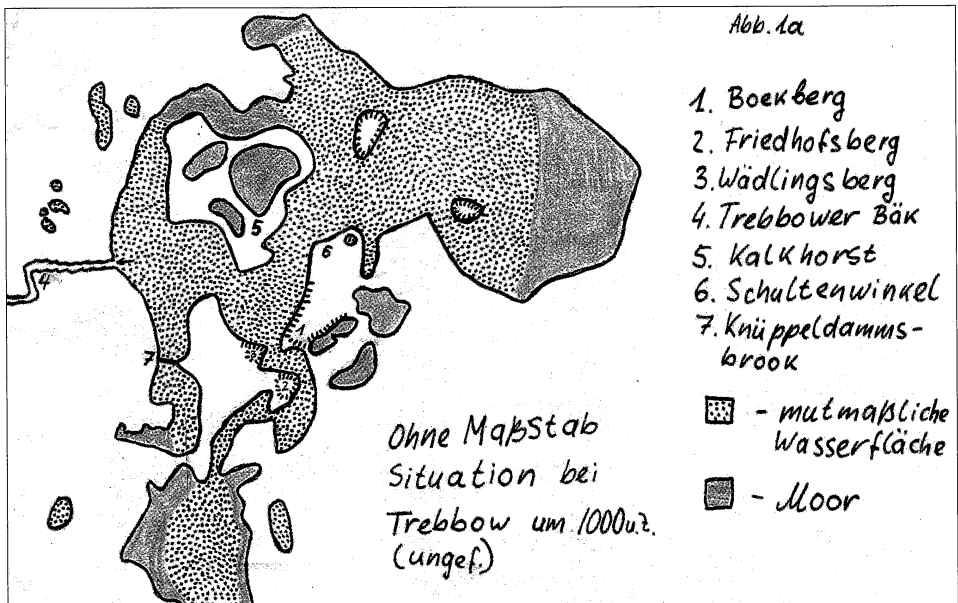


Abbildung 1a

zusammenhängendes Gewässer, welches den Namen „Trebboweer See“ führte, wahrscheinlich, weil es an die Dörfer Groß und Klein Trebbow angrenzte. Jener Trebbower See zerfiel im 19. Jahrhundert in den Flachen (bei Groß Trebbow) und den Tiefen Trebbower See (bei Klein Trebbow). Heute existiert nur noch der sich in raschem Verlandungsprozeß befindende Tiefe Trebbower See. Wenn nicht bald ein Eingriff geschieht, so zum Beispiel durch eine Schleuse am Ausfluß des Flachen Trebbower Sees, dann können wir in zwanzig bis dreißig Jahren vom guten Andenken an dieses Gewässer leben.

Südlich von Klein Trebbow befinden sich ausgedehnte Brüche, welche in früheren Zeiten von Wasserflächen durchsetzte, unbegehbare Sümpfe waren. Der Ort war somit von Sümpfen und Gewässern völlig eingeschlossen. Nur zwei Stellen boten einen Zugang: das Knüppeldammsbrook, westlich von Klein Trebbow (welches erst im vergangenen Jahrhundert beim Straßenausbau seinen Knüppelbelag einbüßte), und die Anhöhen, auf welchen die alte Landstraße nach Ahrensberg entlangführt.

Der Ort Klein Trebbow

Solch eine Unzugänglichkeit erlaubte den Bewohnern ein relativ ungestörtes Dasein. Auch wenn für spätere Siedler diese Gegend zur Hölle wurde und daher mit schönen Ausdrücken wie „dat Elend“ u.ä. betitelt wurde, wegen der Unfruchtbarkeit nämlich, bot sie den slawischen Siedlern manchen Reiz. Zur ausgehenden Slawenzeit war die Gegend um Trebbow und Strelitz stark besiedelt. Viele Dörfer gingen später unter oder wurden verlassen. Heute erinnern Flurnamen an die einstigen Ortschaften Damute, Klätnow (bzw. Klätnow) und Cobelbroke, von der Existenz anderer wissen wir nur noch aus Urkunden (Klein Trebbow selbst wurde trotz seiner geschützten Lage 1638 dem Erdboden gleichgemacht, jedoch wurde es 1769 neu besiedelt).

Was mag die Ursache gewesen sein für eine derart starke Besiedlung?

Zum einen mag es der leichte Boden gewesen sein, den der wendische Hakenpflug gut bearbeiten konnte, zum anderen der Fischreichtum der Seen.

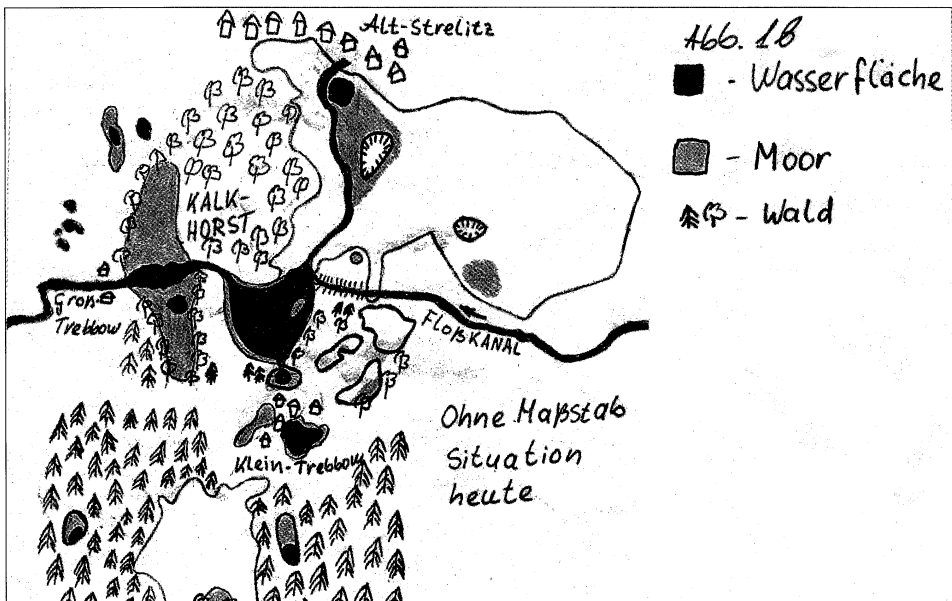


Abbildung 1b

Betrachten wir uns aber die Bezeichnung „Trebbow“ einmal genauer. In der einschlägigen Fachliteratur finden sich Deutungen, wie „Ort des Tüchtigen“ oder „Rodeort“. Erstere entbehrt jeder Grundlage, letztere hat ihre Berechtigung, da erstens „trebiti“ bzw. „tribiti“ tatsächlich „roden“ heißt und zweitens Trebbow (allerdings das frühdeutsche Dorf Groß Trebbow) in Urkunden auch „Tribbow“ (1505 Groten Tribbow) geschrieben wurde, welches dem Worte „tribiti“ nahekommt. Unverständlich aber bleibt allemal, warum sich nirgendwo die Ableitung von „treba“ – das Opfer, finden läßt. Treba – jenes Wort für heidnische Opferungen, welche in sogenannten „trebistscha“ – Opferstätten dargebracht wurden.

Es ist hinlänglich bekannt, mit welcher Verbissenheit die Redarier ihre Religion verteidigten. Es ist daher eher wahrscheinlich, daß der Ortsname Trebbow die Bedeutung von „Opferort“ besitzt und nicht von „Rodeort“. Und der Name „Opferort“ dürfte nur einer religiös bedeutenden Stätte gegeben worden sein.

Berichte mittelalterlicher Chronisten

Das Aussehen, die Lage und die Bedeutung Rethras wird von Chronisten alter Zeit recht genau geschildert. Diese Schilderungen bilden bis heute den Hauptausgangspunkt der Rethra-Suche.

Bei der Auswertung der Quellen setze ich voraus, daß der Chronist die Lage und das Aussehen des Heiligtums korrekt beschrieben hat, demnach alle von ihm angeführten Einzelheiten DEUTLICH erkennbar sein mußten.

Ein Hinweis, daß es sich bei Klein Trebbow um Rethra gehandelt haben könnte, wäre die fast ständige Besiedlung jener Gegend seit der Steinzeit. Helmold von Bosau beschreibt nämlich in seinem Bericht über den liutitzischen Bruderkrieg (1056/57) auch die Ursache desselben:

„Inter hos de fortitudine et potentia valida orta est contentio. Siquidem Riaduri sive Tholenzi propter antiquissimam urbem et celeberrimum illud fanum, in quo simulachrum Radigast ostenditur, regnare volebant, asscribentes sibi singularem nobilitatis honorem, eo quod ab omnibus populis Slavorum frequentarentur propter responsa et annuas sacrificiorum impensiones.“

„Eine gegenseitige Feindschaft um Stärke und Einfluß nahm ihren Ursprung in der Streitsucht. Wenigstens die Redarier oder Tollenser waren gewillt, aufgrund ihrer uralten Stadt und jenes gepriesenen Heiligtums, in welchem das Abbild des Radigast zur Schau gestellt wird, zu herrschen, sich das Ansehen außerordentlicher Vortrefflichkeit zuschreibend, weshalb sie häufig von allen Slawenvölkern wegen der Antworten und jährlichen reichen Opfergaben (besucht wurden).“

Der ausschlaggebende Faktor ist hierbei: die Stadt war „uralt“. Ein weiterer Faktor, welcher bisher oft zu zweifelhaften Schlußfolgerungen verleitete, ist die Aussage, daß Rethra Heiligtum der Redarier UND Tollenser gewesen sei. Daraus wurde einfach geschlossen, daß Rethra an der Grenze beider Stämme gelegen habe. Diese Schlußfolgerung hatte zum Ergebnis, daß die Rethra-Suche sich zuletzt in diesem Grenzbereich, nämlich um die Lieps und die Tollense konzentrierte, wobei „Randzonen“ wie Trebbow völlig unerforscht blieben.

Thietmar von Merseburg, beschreibt das Heiligtum „Riedegost“: „Est urbs quaedam in pago Riederierun Riedegost nomine, tricornis ac tres in se continens portas, quam undique silva ab incolis intacta et venerabilis circumdat magna. Duae eiusdem portae cunctis introeuntibus patent; tertia, quae orientem respicit et minima est, tramitem ad mare iuxta positum et visu nimis horribile monstrat. In eadem est nil nisi fanum de ligno artificiose compositum, quod pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum.“

„Es ist eine Stadt gelegen im Redariergau, Riedegost genannt, dreihörnig und drei Tore in sich umfassend, die auf allen Seiten von einem großen Wald umgeben ist, welcher

von den Einwohnern unberührt und verehrungswürdig (gehalten wird). Zwei ihrer Tore sind allen Eintretenden offen; das dritte welches nach Osten zurückblickt und das kleinste ist, bietet einen Pfad zum Meer, welches nahe gelegen und überaus entsetzlich anzublicken ist. Dahinter ist nichts außer einem Heiligtum aus Holz, kunstreich zusammengesetzt, welches sich auf Hörner verschiedenartiger Tiere gründet“.

Auf Trebbow angewendet, kommt man dann zu folgendem Ergebnis: Trebbow, welches im Süden des ehemaligen Redariergaus liegt, ist heute noch von großen Wäldern umgeben. In der Nähe befand sich ein riesiger See, welcher zur damaligen Zeit wohl einem Meer ähnelte. Der See war vermutlich ein stark versumpftes Flachgewässer, genau wie bei Thietmar der See um Rethra. Dies läßt sich aus der Thietmar überlieferten Sage schlußfolgern:

„Testatur idem antiquitas errore delusa vario, si quando his seva longae rebellionis asperitas immineat, ut e mari predicto aper magnus et candido dente e spumis lucescente exeat seque in volutabro delectatum terribili quassatione multis ostendat“.

„Auch bezeugt eine alte, schon mehrfach als falsch erwiesene Kunde, aus dem Meer steige ein großer Eber mit weißen, von Schaum glänzenden Hauern empor, wälze sich voller Freude schrecklich im Morast und zeige sich vielen, wenn schwere grausame und langwierige innere Kriege bevorstehen“.

In einem Morast konnte sich der Eber freilich nur wälzen, wenn ein solcher am „Meer“ vorhanden war.

Das Wort „tricornis“ – dreihörnig, bedeutet, in heutiges Deutsch übertragen, „mit drei Landzungen“. Diese finden sich im Friedhofsberg, im Wädlingsberg und im Boekberg nördlich von Klein Trebbow wieder. Der Boekberg und der Wädlingsberg begrenzen heute noch als gegenüberliegende Landzungen die Südbucht des Tiefen Trebbower Sees – das Sparlingslok. Der Friedhofsberg war einstmals eine Landzunge, jedoch bewirkte die Zuschüttung der Verbindung Trebbower See – Kluger See im Mittelalter, daß er als solche nicht mehr erkennbar ist. Diese Verbindung kann auch in Zusammenhang mit alten Berichten gebracht werden. Soweit es sich heute rekonstruieren läßt, bestand in alter Zeit ein Anschluß vom Trebbower See zum Klötnower Bruch, welches sich südlich von Klein Trebbow befindet. Da auch heute noch ein zum Teil in Röhren verlegter Bach den Klugen See mit dem Tiefen Trebbower verbindet, ist es möglich, daß dort früher ein Fluß seinen Lauf hatte. Durch den Durchstich der Trebbower Bäk wurde das Wasser in eine andere Bahn gelenkt, so daß am Trebbower See die erwähnte Stelle zugeschüttet werden konnte. Bei der Rethra-Beschreibung Adams von Bremen findet sich eine Stelle, wo (allerdings in einem Zitat des Dichters Vergil) von einem Fluß die Rede ist:

„Civitas ipsa novem portas habet, undique lacu profundo inclusa, pons ligneus transitum praebet, per quem tantum sacrificantibus aut responsa petentibus via conceditur. Credo hec ea significante causa, quod perditas eorum animas, qui ydolis serviunt, congrue novies Styx interfusa cohoret. Ad quod templum ferunt a civitate Hammaborg iter quatuor esse diem.“

„Die Stadt selbst hat neun Tore, wird von allen Seiten von einem unermeßlichen See umschlossen, eine hölzerne Brücke gewährt Übergang, über die nur Opfernden oder Orakelbittenden der Weg freigegeben wird. Ich glaube dies aus dem bezeichnenden Grunde, weil die verdammten Seelen derer, die den Götzen dienen, entsprechend neunfach der dazwischen fließende Styx bändigt. Zu diesem Tempel soll von der Stadt Hamburg ein Weg von vier Tagen sein“. Die Entfernung von Hamburg trifft bei Trebbow ungefähr zu, was aber interessant ist, ist daß Styx – der „Totenfluß“, dazwischen fließt, wo eine „Brücke“ Übergang gewährt. Es kann also möglich sein, daß Adam eine lokale Gegebenheit in zwar ausschmückende, aber nicht, wie bisher angenommen, leere Worte kleidete. An dem See des Heiligtums war demnach ein fließendes Gewässer vorhanden (Abb. 2). Ziehen wir als Ergänzung noch die Beschreibung Rethras des Helmold von Bosau zu Rate:

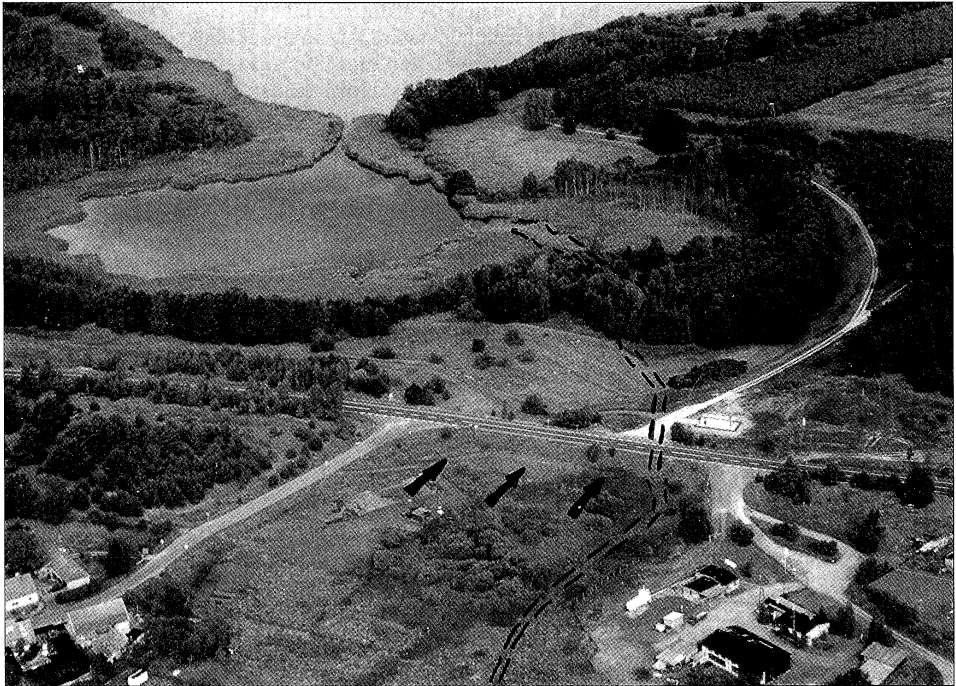


Abbildung 2: Heute noch nachvollziehbar sind die drei Hörner, welche als Wädlingsberg (oben links), Boekberg (oben rechts) und Friedhofsberg (unten links) die Südbucht des Tiefen Trebbowers eingrenzen. Der Friedhofsberg ist durch Dammaufschüttung (siehe Pfeile) heute keine Landzunge im eigentlichen Sinne mehr. In alten Zeiten bestand jedoch ein Fließgewässer in diesem Raum, von welchem ein zum Teil in Röhren verlegter Bach (gestrichelte Linie) der klägliche Überrest ist.

„Civitas eorum vulgaritissima Rethre sedes ydolatriae. Templum ibi magnum constructum demonibus, quorum princeps est Redegast. Simulachrum eius auro, lectus eius ostro paratus. Civitas ipsa novem habet portas undique lacu profundo inclusas pons ligneus transitum prebet, per quem tantum sacrificantibus aut responsa petentibus via conceditur.“

„Ihre bekannteste Stadt ist Rethre, ein Sitz des Götzendienstes. Ein großer Tempel ist dort den Dämonen erbaut, deren vornehmster Redegast ist. Das Abbild desselben ist von Gold, das Lager desselben von Purpur bezogen. Die Stadt selbst hat neun Tore, die auf allen Seiten von einem unermesslichen See umschlossen sind, Übergang gewährt eine hölzerne Brücke, über die nur Opfernden oder Orakelbittenden der Weg freigegeben wird“.

Helmold hat einige Informationen aus Adams Kirchengeschichte in sein Werk übernommen, so daß sich Parallelen mit derselben finden.

Besonders wertvoll an Helmold gegenüber Thietmar ist, daß er jenes Gewässer, welches Thietmar als „Meer“ (mare) bezeichnet, genauer beschreibt: so sagt er, daß die Tore, d.h. die Stadt VON ALLEN SEITEN von einem UERMESSLICHEN See UMSCHLOSSEN sind. Betrachtet man die Ausmaße des ursprünglichen Sees bei Trebbow, läßt sich sowohl die Unermesslichkeit als auch die „Umschlossenheit“ erkennen. Eine hölzerne Brücke ist zwar noch nicht nachgewiesen, jedoch gab es in Trebbow eventuell auch diese, und zwar als Verbindung zwischen dem Wädlingsberg und dem Boekberg. Auf

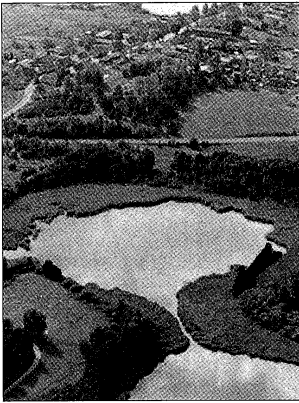


Abbildung 3

Luftaufnahmen erkennt der aufmerksame Beobachter Streifen im Schilf – akkurat an jener Stelle, wo die vermutete Brücke entlanggeführt haben könnte (Abb. 3). Der Verlauf derselben wäre halbkreisförmig mit der Ausbuchtung nach Süden.

Berücksichtigt man, daß an der Stelle, wo sich heute die Einmündung der Dorfstraße in die Verbindungsstraße B 96–B 198 befindet, früher ein Fluß seine Fluten rollte, wird erkenntlich, daß eine Brücke an obengenannter Stelle durchaus einen Sinn hatte. (Hier müßte eine Nachforschung stattfinden; die Streifen im Schilf könnten auch durch natürliche Wasserbewegungen erklärt werden).

Die beiden wichtigsten Berge waren somit der Boekberg und der Wädlingsberg. Ersterer leitet sich wahrscheinlich von „Buchen“ ab, welche auch jetzt noch dort wachsen. Jedoch sollte nicht vergessen werden, daß „bog“ im slawischen „Gott“ bedeutet. Am Boekberg hat sich ein weiterer slawischer Flurname erhalten: „Prierz“ – von den Einheimischen „Priřatz“ ausgesprochen. Diese Bezeichnung (sie kommt in der Trebbower Gegend mehrmals vor; so als Bezeichnung eines Uferstückes in der Kalkhorst, nördlich des Trebbower Sees, und als Benennung des im vorigen Jahrhundert entstandenen Verbindungsgrabens vom Flachen zum Tiefen Trebbower See) läßt sich recht eindeutig erklären: sie bedeutet „bei dem steilen Abhang“, und wurde wohl früher „Priřaretz“ ausgesprochen (von pri = bei; und jar = steiler Abhang). Der Steilhang am Ostufer des Tiefen Trebbower Sees bietet heute noch ein beeindruckendes Bild. Wer von oben auch nur einmal die herrliche Weitsicht genossen hat, wird diesen Ort nie vergessen. Welch ein Blick mag sich von hier aus vor 800 Jahren geboten haben, mit der riesigen Wasserfläche, am Horizont von wilden Wäldern umkränzt!

Auf einer Luftaufnahme des Boekberges ist eine große Schattierung zu erkennen (Abb. 4). Hat sie eine Beziehung zu der alten Siedlung, dem „Opferort“? Der Boekberg besitzt viele Punkte, auf welche die mittelalterlichen Beschreibungen zutreffen können: er war früher von Wasser- und Sumpfflächen umgeben, so daß nur die vermutete Brücke vom Wädlingsberg aus Zutritt gewähren konnte.

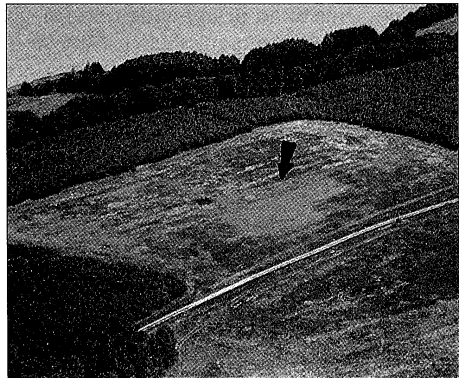


Abbildung 4

Der Boekberg läuft gegen Norden in eine flaches Flurstück aus, welches „Schuldenwinkel“ genannt wird. Nördlich des heutigen Floßkanals findet sich auf dem Schuldenwinkel ein auf Satellitenaufnahmen erkennbares Rondell, von ca. 70–80 m Durchmesser. Seine Entstehung geht schwerlich auf wirtschaftliche Eingriffe der letzten Zeit zurück. Es liegt in der unmittelbaren Nähe des bronzezeitlichen Urnenfeldes. Das Rondell selbst hat eine Kulturschicht aufzuweisen, außerhalb des Rondells findet man zumeist sehr feinen hellen Sand (von den Einheimischen „Dodensand“ genannt). Lag hier das Heiligtum, das „templum magnum“? Große Flächen östlich des Rondells weisen ebenfalls eine Kulturschicht auf. Dort ist ein starker Bewuchs mit Gemeinem Rainfarn vorhanden – ein Hinweis auf nahe Siedlungen, die „Stadt“ der Chronisten? (Abb. 5a + b)



Abbildung 5a



Abbildung 5b

Auf dem Schultenwinkel befinden sich bronzezeitliche, slawische und frühdeutsche Siedlungsstellen (a: großer Pfeil), auch ein Rondell von ca. 70–80 m Durchmesser (a: kleiner Pfeil) ist dort vorhanden. Es muß im 18. Jahrhundert noch deutlich im Gelände zu erkennen gewesen sein, wie die Schmettauschen Karten beweisen (b: Pfeil)

Der Wädlingsberg

Die Anhöhe mit dem klingenden Namen „Wädlingsberg“ besitzt ebenfalls einen Hinweis auf kultische Bedeutung. Sie hat einen kleinen, eventuell sogar künstlich abgesteigten Hang aufzuweisen. Das Wichtigste ist jedoch: auf dem ganz aus Sand bestehenden Hügel sind flache Gräben und Wälle zu erkennen. Gegen Südosten richten sich die Wälle torförmig aus. Bisher sind keinerlei Hinweise auf die Herkunft dieser Figur vorhanden. Sehr alte Kiefern, welche daselbst stehen, schließen aber deren Entstehung in den letzten 50 Jahren aus. Das Ganze sieht auch nicht nach „zufälligem“ landwirtschaftlichem Eingriff aus. Lag dort vielleicht jenes „dritte, nach Osten zurückblickende Tor“ Thietmars, war dort der Anfang jener „Brücke, welche den Übergang gewährt, über die nur Opfernden oder Orakelbittenden der Weg freigegeben wurde“, wie Adam schreibt? (Abb. 6)

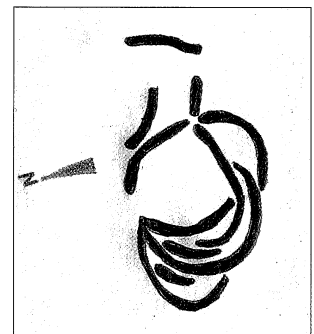


Abbildung 6: Auf dem Wädlingsberg finden sich 20–30 cm flache Wälle ohne fortifikative Bedeutung. Dienten sie einst kultischen Zwecken? (ohne Maßstab)

Rethra, Rheda, Rethre oder Riedegost?

Für den Namen des alten Heiligtums möchte ich einen Deutungsversuch unternehmen.

Rethra selbst ist als Bezeichnung ein Kunstprodukt, welches sich mit der Zeit im „historischen Umgang“ breitmachte. Die von Helmold von Bosau und Adam von Bremen genannten Namen lauten Rethre. Eine weitere sich eventuell auf Rethra beziehende Erwähnung findet sich in den Annales Augustani, welche einen Ort namens „Rheda“ nennen. In diesen Annalen heißt es, daß Bischof Burchard von Halberstadt einen Raubzug ins Land der Liutitzen unternahm, von wo er auf dem Schimmel zurückgeritten kam, welcher in Rheda als Gott verehrt wurde. Manche Forscher meinen, daß es sich bei dem erwähnten Raubzug um die Zerstörung Rethras gehandelt habe.

Thietmar von Merseburg hinwiederum nennt das Heiligtum „Riedegost“.

Meiner Deutung zufolge hat es „Redre“ oder ähnlich geheißen. Der Stammesname der Redarier hängt damit zusammen.

Die Redarier wurden verschiedentlich Retharii, Retheri, Riedirerii, Riadri, Riaderi, Ridera, Riedere, Rederi, Redarii, Redares und Rederaris geschrieben. Der Name wurde mutmaßlich Rederje bzw. Redarje ausgesprochen. Er bedeutet „die Roten“, abgeleitet von „redry“ – der Rote (Plural „redryje“). Rot aber ist, neben weiß, die Hauptfarbe des alten Glaubens. Rot wird dem Feuer gleichgesetzt, es ist die Farbe des ewigen Lebens. Rot ist auch die Farbe des Blutes, welches heilig gehalten wurde. Aus diesem Grunde war in Heiligtümern sehr viel Rot vorhanden: in Rethra beispielsweise war das Lager des Gottes „von Purpur bezogen“ (siehe Helmold von Bosau).

Rethra war die „Rote Stadt“, die „Stadt des Opferblutes“. Der Name Riedegost bezeichnet eventuell nur den heiligen Bezirk, in welchem der Tempel stand. Hier liegen aber die Dinge im Dunkeln.

Thietmar lebte in einer Zeit, da die Redarier zu deutschen Bundesgenossen wurden. Er hatte höchstwahrscheinlich (auch wenn alte Quellen darüber schweigen) die Möglichkeit gehabt, Rethra mit dem „Riedegost“ zu besuchen, wo er denn auch eingehende Informationen bezogen hatte, so daß sein Bericht als der zuverlässigste zu werten ist. Adams Kirchengeschichte wurde hingegen geschrieben, als die Redarier Gegner der Deutschen waren, er hatte also wohl weder die Möglichkeit gehabt, Rethra zu besuchen, noch infolgedessen Einzelheiten über das Heiligtum mitzuteilen. Zu Helmolds Zeiten gab es Rethra nicht mehr.

Der Name des in Rethra verehrten Gottes wird von Thietmar als „Zuarasici“ angegeben, von den anderen beiden als „Redegast“ bzw. „Radigast“. Letzteres ist eventuell eine Verwechslung des Gottesnamens mit dem des heiligen Bezirkes. Zuarasici aber ist die latinisierte Form des Swaroshytsch, des Gottes der irdischen Feuer. Jenem Gott wurden in Rethra blutige Opfer dargebracht, in der Zeit der Kriege mit Bekehrern selbst christliche Priester (so wurde beispielsweise Bischof Johannes am 10. November 1066 in Rethra geopfert und sein Kopf wurde daselbst auf einen Speiß gepflanzt).

Was könnte mit dem Ortsnamen „Rethra“ geschehen sein?

Die Redarier wollten ihren Glauben durchaus nicht aufgeben, und dies wurde zum Anlaß, daß sie von Missionsheeren häufig heimgesucht wurden. In Chroniken ist die Widerspenstigkeit der Redarier fast sprichwörtlich. Sie rief das Bestreben weltlicher und geistlicher deutscher Kreise hervor, die Redarier zu unterwerfen.

Ein Schreiben Ottos I. aus dem Jahre 968, welches er an seine Statthalter gesandt hat, offenbart diese Absichten. So heißt es in ihm:

„... Praeterea volumus, ut, si Redares, sicut audivimus, tantam stragem passi sunt, scitis enim, quam saepe fidem fregerint, quas iniuras attulerint, nullam vobiscum pacem habeant. Unde haec cum Herimanno duce ventilantes, totis viribus instate, ut in destructione eorum finem operi imponatis...“

„... Übrigens wollen wir, daß die Redarier, wenn sie, wie wir gehört haben, eine so große Niederlage erlitten haben – Ihr wißt doch, wie oft sie treubrünftig gewesen sind und was für Räubereien sie gemacht haben –, keinen Frieden mit Euch haben mögen. Deshalb haben wir mit dem Fürsten Herimann erörtert, daß Ihr mit allen Kräften darauf beharrt, daß Ihr durch ihre Unterwerfung ihrem Tun ein Ende bereitet...“

Eine Unterwerfung gelang damals nicht. Auch was in jener Zeit im einzelnen abgelaufen ist, ist uns heute nicht bekannt, denn schriftliche Quellen spiegeln nur die Meinung christlicher Missionare wieder. Diese aber waren darauf bedacht, das Gute an ihrem „Geschenk“, nämlich „der Gnade des christlichen Glaubens“, wie Helmold schreibt, hervorzuheben.

Jenes „Geschenk“ wurde zur Ursache des Untergangs der Redarier. 1147 wird ein Kriegszug – er richtete sich unter anderem auch gegen die Redarier – als „Wendenkreuzzug“ ausgegeben und unter der Losung „Bekehrung oder Vernichtung“ durchgeführt. Sondernlich von Erfolg gekrönt scheint er zwar nicht gewesen zu sein, denn weder eine „Vernichtung“ noch eine „Bekehrung“ der Redarier gelang, jedoch finden sich seit dieser Zeit immer weniger Erwähnungen derselben. Die liutitzische Macht hatte ihren Hochpunkt längst überschritten und wurde unter dem Druck zweier christlicher Großmächte (Polens und des Deutschen Reiches) immer schwächer. Jetzt kämpften schon nicht mehr redarische Scharen für ihr Land, sondern christliche Heere stritten sich um den Besitz desselben.

Die Bezeichnung des Redarierlandes ist uns erhalten geblieben – es wurde „Radwer“ genannt (später zu Raduir und Radur verballhornt). „Radwer“ heißt übersetzt „Glaubensfroh“. Mit der Christianisierung verlischt dieser Name.

Nach dem Bruderkrieg im 11. Jahrhundert zerfiel der Liutitzenbund. Einzelnen wurden die liutitzischen Stämme nun unterworfen. Die Redarier gerieten in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter den Einfluß der Pommern. Soweit den zeitgenössischen Berichten Glauben geschenkt werden darf, haben die Redarier seit jener Zeit keine Gefahr mehr für das Christentum dargestellt. Rethra war als Urquell des alten Glaubens nicht mehr wirksam, so daß die heidnische Reaktion, soweit sie noch vorhanden war, ihren Bezugspunkt verloren hatte. Die Mark Brandenburg entschied den Machtkampf im Großteil des redarischen Gebietes zu ihren Gunsten und begann im 13. Jahrhundert die Einwohner der betreffenden Region zu christianisieren. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurden heidnische Kultstätten bedeutungslos.

Es ist aber schwer vorstellbar, daß ein Heiligtum, welches Jahrhunderte lang die Geschichte eines Volkes bestimmte, spurlos untergegangen ist. Eine Bezeichnung, welche an die einstmalige Bedeutung solch eines Ortes erinnern würde, wäre Trebbow – der Opferort. Zeugen jener Zeit sind uns vielleicht auch in Sagen erhalten geblieben. Es muß allerdings berücksichtigt werden, daß im 30jährigen Krieg Trebbow zerstört wurde und seine Bevölkerung die Kriegswirren zum größten Teil nicht überlebte. Daher sind uns aus dem Trebbower Raum nur noch wenige Sagen bekannt, welche eine Beziehung zum alten Heiligtum haben könnten.

Interessante Überlieferungen beschreiben Wachgestalten, an den beiden früher Durchlaß gewährenden Stellen: dem Knüppeldammsbrook und den Anhöhen Richtung Ahrensberg. So verwehrt an ersterem ein „schwarzes Kalb“ in der Dunkelheit den Zugang nach Osten, an letzterem spuken „weiße Gestalten“. Sagen, welche eine direkte Verbindung zum alten Glauben haben, sind aus dem Trebbower Raum auch bekannt. Es sind Sagen vom „Schlangenkönig“, welche sich nur in sehr abgelegenen Gegenden erhalten konnten.

Zusammengefaßt sind die Hinweise auf eine mögliche Lokalisierung Rethras in Klein Trebbow folgende:

- Der Ortsname „Trebbow“ = Opferort
- Die Chronistenbeschreibungen lassen sich in Klein Trebbow nachvollziehen:
 1. es sind drei für den Beobachter EINDEUTIG ERKENNBARE Landzungen vorhanden (Thietmars „tricornis“);
 2. bei Trebbow gab es einen riesigen See, welcher große Flächen umschloß (Thietmars „mare“, Helmolds und Adams „lacus profundus“);
 3. ein Fließgewässer zwischen den Landzungen bei Klein Trebbow ist wahrscheinlich (Adams „Styx“);
 4. der Raum Trebbow ist seit der Steinzeit fast durchgehend besiedelt gewesen (Helmolds „uralte Stadt“);
 5. das Rondell mit der Kulturschicht auf dem Schultenwinkel, ist ein Hinweis auf kultische Bedeutung („templum ibi magnum“ Helmolds);



Abbildung 7: Blick vom Wädlingsberg

- die Wälle auf dem Wädlingsberg lassen eine kultische Bedeutung vermuten;
- Die frühere Unzugänglichkeit von Klein Trebbow würde zumindest in der frostfreien Zeit die Sicherheit eines Heiligtums gewährleisten, damit wäre u.a. zu erklären, warum Rethra mehrere Jahrhunderte unbeschadet überstehen konnte, trotz ständiger Kriege mit den Christen;
- Die Sagen von der Bewachung der beiden früher einzigen Zugänge könnten ein Hinweis sein auf die ehemals große Bedeutung des Gebietes, welche einen Schutz desselben erforderte;

Vielleicht läßt es sich möglich machen, eine Ausgrabung in Trebbow durchzuführen. Löhnen würde es sich allemal, schon allein wegen der bisher nur geringen Erforschung des Gebietes. Und wer weiß, ob nicht der Beweis erbracht werden könnte, daß Rethra in Trebbow gelegen hat? Das Zusammentreffen so vieler Umstände wie in Klein Trebbow kann nicht allein auf „Zufälle“ zurückgeführt werden. (Abb. 7)

Für die in Theorie und Praxis erwiesene Hilfe und die zahlreichen mir zur Verfügung gestellten Materialien möchte ich mich sehr herzlich bei Klaus Giese, Rudi Walther, Familie Poland und Norbert Randow bedanken. Besonderer Dank gebührt den weißrussischen Historikern Uladsimir Arloŭ, Uladsimir Lobač, Henads Semjančuk und Uladsimir Sakaloŭski, welche mir tatkräftige Hilfe leisteten.

Valentin Tschapeha, Alt-Strelitz, den 16. September 1996

Bibliographie:

- Boll, Ernst: „Geschichte Mecklenburgs“ – Reprint, federchen Verlag, Neubrandenburg 1995
- Deppe, Hans-Joachim: „Zur Fixierung der Landesgrenze zwischen Brandenburg und Mecklenburg im frühen Mittelalter“ – In „Das Carolinum“, Göttingen, 48. Jg. – Nr. 92, 1984/85
- Gebhardi, Ludewig Albrecht: „Geschichte des Herzogtums Kurland und Semgallen, oder der Lief-ländischen Geschichte zweyter Abschnitt“ – Lüneburg 1789
- Giese, Klaus: „Dat schwarte Kalw int Knüppeldammsbrook“ – In „Das Carolinum“, Göttingen, 60. Jg. – Nr. 116, 1996
- Giese, Klaus: „De Schlangenkönig helpt ner lütte, arme Diern“ (handschriftliche Aufzeichnung)
- Giese, Klaus: „De Schlangenkönig ward ut Dummheit dodschlagen“ (Handschriftliche Aufzeichnung)
- Giese, Klaus: „De Wach ant Bültbrook“ (handschriftliche Aufzeichnung)
- Giese, Klaus: „Die Christiansburg bei Strelitz und der Christiansburger Damm“ – „Strelitzer Geschichten“ Nr. 5, Verlag Lenover, Neustrelitz 1995
- Giese, Klaus: „Nimmst du frech de Kron, is de Dod dien Lohn!“ (handschriftliche Aufzeichnung)
- Helmold von Bosau: „Slawenchronik“ – Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1963
- Herrmann, Joachim: „Die Slawen in Deutschland“ – Akademie-Verlag, Berlin 1985
- Jermalovič, Mikola: „Stara žytnaja Belarus“ – Mastackaja Litaratura, Minsk 1990
- Krapp, Berthold: „Westslaven und westslavisches Erbe in Deutschland“ – Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1972
- Krüger, Georg: „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“ Bd. I, Abt. I; – Reprint, Stock & Stein Verlags-GmbH, Schwerin 1994
- Lyč, Leanid: „Nazvy zjamli belaruskaj“ – Vydavectva universiteckaje, Minsk 1994
- Niedner, Felix: „Die Geschichte Thidreks von Bern“, „Thule“ – Altnordische Dichtung und Prosa, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1924
- Pfützner, Martin: „Das alte und das neue Strelitz“ – Buchdruckerei der Landeszeitung, Neustrelitz 1938
- Poland, Christoph: „Dorfchronik von Klein Trebbow“ (handschriftliche Materialsammlung)
- Rybakov, Boris: „Jazyčestvo drevnich slavjan“ – Nauka, Moskau 1994
- Rybakov, Boris: „Jazyčestwo drevnej ruši“ – Nauka, Moskau 1988
- Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz, 1786
- Schmidt, Volker: „Lieps, eine slawische Siedlungskammer am Südende des Tollensesees“ – VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1984
- Slupecki, Leszek Pawel: „Slavonic Pagan Sanctuaries“ – Institute of Archaeology and Ethnology, Polish Academy of Sciences, Warsaw 1994
- Thietmar von Merseburg: „Chronik“ – Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992
- Unger, Eckhard: „Rethra, das heidnische Heiligtum in Wanzka und das christliche Sachsen (Merseburg, Halberstadt) und Bayern (Rinchnach)“ – In „Das Carolinum“, Göttingen, 25. Jg. – Nr. 30, 1959
- Vasmer, Max: „Russisches etymologisches Wörterbuch“ – Heidelberg 1950–1958
- Walther, Rudi: „Flurnamen“ (handschriftliche Materialsammlung)
- Walther, Rudi: Isohypsenkarten, -modell
- Widukind: „Sächsische Geschichte nebst der Schrift über die Herkunft der Schwaben“ – Phaidon Verlag, Kettwig 1990

Bildnachweis:

Abb. 2, 3 und 4: Poland

Abb. 1 und 7: V. Tschepego

Abb. 5: Umweltamt Neustrelitz und Museum Neustrelitz

Abb. 6: M. u. A. Poland, N. Michael, A. Ulrich, V. Tschepego

De Wach ant Bültbrook

De Ollen in Lütten Trebbow vertellten sich früher allerlei Spökgeschichten, un so mannig Ecken achter Busch un Barg har dorbi sine Wunnerlichkeiten un sinen Grugel. Een von disse Grugeleckens wier ok de schmale Stell twischen dat Schultenbrook mit sinen lütten See un dat Bültbrook up de een Sied un de wiede Klaetnow up de anner. Doar bängt sich al Johrhunnerten de Landstrat nah Ohrnsbag dörch un möt sich winden as ner Schlang' wägen de deepen Gründ'n un de schwarte Morratz links un rechts. Iherdäm rönnte ok 'ner lütte Bäk unner een hölten Bullerbrügg kort vör de Buschkant doarsülmst nah't Klaetnow-Brook hendal.

Tschä, dat is woll ok noch hüt dat eenzigst Flach, üm up fasten Stieg un dröge Schoh ut de Feldmark von Lütten Trebbow ruttokammen nah Süden hen.

Aewer grad an disse Schmalling twischen de Bröker süll dat jo woll spöken un ümgahn, so säden jedenfalls weck Lüd un löten sich dissen Gloowen nich uträden.

Johann Gies', uns' Grotunkel vaddersieds, de väle Johren Dörpschult von Lütten Trebbow west is, har de Vertellers von de Ollen ümmer lichtfardig affdahn as dumm Tüch un oll Wiewerdraehn, denn he wier keen Bangbüx un ok keen Spökenkieker. Doch eenmal keem em dat doar achtern ganz glubsch to Liew un denn glieks so bunt, as keen Scheeper fläuten kann.

Dat möt sich kort för'n iersten Weltkrieg affwannelt hebben.

Unkel Johanns Saehn, Hermann Gies', seet dunn in Ohrnsbag up den strammen aewer ok sihr todräglichen Posten as Inspekter. Dat is al wat west to de Tieden, denn Ohrnsbag wier de gröttste Ridderschaft wied ümher. Hermann wier nich blots 'n forschen Kierl, de sich dörchsetten künn, sünnern ok 'n sihr düchdigen Landmann. Nu besöchte em denn sin Vadding, äben uns' Grotunkel Johann, giern mal up den groten Harrnhoff un dat nich alleen üm de Minschlichkeiten sünnern ok wägen de Wirtschaft. Een oll Vadder künn dunnmals sinen Saehn noch väle gode Radschläg' ut de langen Erfohrunge mitgäwen.

Dat Wirtschaften un Wokern up'n Land'n wier doch binwendig un butwendig noch soans getacht as ümmer, denn de groten Maschinen hard'n de Welt noch nich in Schuld un Ungeduld manövert.

In de Johren güngen de Lüd noch väl tofoot, ok wenn se Pierd un Wagen up'nHoff hard'n. Man reet keen Spannwerk ut de Wirtschaft üm dat lose Reisen to Fründschaften in de Nahwerdörpen. „Dat bringt nix'in, dat bringt wat ut“, sä'de Oll. He nehm dorüm den dächden Wackermann in de rechter Hand, fläut'te „Strom“ ut de Hütt, un denn poderten de twee beiden los nah Ohrnsbag hen.

Nu hard'n sich Vadding un Saehner up den Harrenhoff doch sihr verwielt, denn dat geew goar väl to akedieren üm de leewe Landwirtschaft. Ok achteran bi Mettwustbodding, Schluck un Bier wür aewerhaupt nich up de Tied sehn. De Abend flöt al äming aewer in de schummerige Sommernacht, as de Oll sich upböhrt. De Jung wull em tohus kutschieren mit'n Stohlwagen.

Doch dat wull Unkel Johann nu üm allens in de Welt nich tolaten: „I, bewohr! Is doch meent, Saehning, doch sön Rawaasch ward nich makt üm mi. – Is doch Sommernacht, Jehann'stied noch babento un Vullmaandlicht. Strom un ik finden den Stieg ok mit tobunden Ogen. – Lat di't god gahn! Tschä, denn bet annermal un adschüß ok!“

De Oll peekte aff, Strom em tru to Sied. Se schreeden rüstig ut un wieren rasch an'n Wienbag un den ollen Galgen vörbi un sträwten up den Gründlow-See to. Doar twälte in'n deepen Holtbusch, nich wied von'n Belowschen Teeraben, de Trebbowsch Wäch von de breede Strelitzer Landstrat aff.

He har doch Recht behollen, dat Maandlicht geew sihr goden Schien un farwte de Sandwääch stülwern.

Man brukte goarnich to söken un to plieren, künn rüstig utschrieden un soans den rechten Stieg nich verpassen. Int hoge Dannenholt stünd'n de düsdern Knirkbüscher tonäben die Landstrat up Posten. Nu blänkerte de Gründlow-See in de Grund up as'n Sülwerspeegel. „Ja, de Jehann'stied het ehr Schönheiten bi helligen Dach un bi maandsülwern Nacht, mannich, Strom? – Is ja ok mine Tied, heet ja ok Johann“, sinnierte de Oll.

Se hard'n den Ümschwank an'n Gründlow-See, weck nömten em sogoar „Grundlos'-See“, al'n gadlich End'n hinner sich un marschierten woll halw up den Engpaß twischen de Bröker to, dunn stutzte de Hund, bleew stur un fast stahn as'n Postament un keek prick den Wäch vörot. Mit mal wür em dat Fell struw, he bleckte de Tänen, gnurte un stellte sich verdwars vör sinen Herren. „Wat schad di? Hest doch süß keen Bang'n. Nu, vöran, Strom!“ Doch de Hund leet sich nich hissen un nich locken un kröp Unkel Johann sogoar ganz bäwerig twischen de Been. „Na, nu ward't rieten! Wat sall dat?“ Unkel wür argerlich, indeß ok stutzig, denn sowat wier em mit den Hund süß nienich vörkamen. Doch wat wier dat? Vör ehr up'n Wäch, nich wied betto, bugten sich twee grote Kierls up. Stumm stünd'n se doar un wullten schients den Dörchlät affsparen. Dat leet, as wüssen se ut Näwel un ut Maandschienen up. Genau künn'n nix utmaken, un dat löt sich nich recht fastkieken. Allens schwäwte un wäwte so in dat Maandlicht un har ok sön bleeken Anschien. Doch soväl dücht em doch, datt se helle Kittels up dat Liew hard'n un mit allmächtig lange Peeken hantierten, pielup in rechtern Hand. De stütt'ten 's nu up den Wäch. Achter disse beiden näwelte un wämelte dat ok, un dat schiente ganz un goar so, as würd'n dat nu noch mihr von diss Konsorten. –

Dit wier keen Minschenwark, dit steeg up ut een anner Welt! –

Nu müßt he doon, wat he goddlobb to doom noch wüßt för so eenen Fall.

He föt den Wackermann bet faster, kloppte den Hund den Rücken un münterte em somit up. Denn reep he ganz lud in de Nacht rinna: „Alle goden Geister lawen Godd den Herren! Nu vöran mit Godd Vadder, Godd Saehn und Godd den heiligen Geist!“ Mit den dächden Handstock schlöög he drie Krüzer in de Luft up dat Spökels to.

Dat wier een ganz oll brukbor Middel, üm schwarten Spök to bannen un witten Spök to kennen. Schwarte Spök müßt dornah wieken un künn Minsch un Dierd keenen Schaden andoon. Vör witten Spök brukte man sich nich to ängsten, de wull wat wiesen ut olle Tieden orrer ok Hülp anbeeden. Doch wecker lött sich mit'n Spök in?

Will man bi Spökerei sicher sinen Wäch trecken, denn möt'n ümmer middenstiags loopen, wur de Wagendiexels schwäwen. De deepen Wagenleusen to linkern – un rechtern Hand regieren as Bannstrich. Aewer de kann keen Spök tolangen orrer raewerhüppen. Un nur bet an een'n Krüzwäch kann he denn ok man mithuschen biwäächlang. Up de ganze wiede Welt löt em een „Krüz“ nich raewer.

Dit all wüßt de Oll ok un wür sich nu nah richten ...

Wiß un wohrhaftig, de beiden Spökels schwäwten bisied! De Wäch wür frie. Ok achter de twee groten Kierls muschten sich de ungewissen Trabanten betto.

Nu man een Hart gefat'un dörch! Utrieten giff dat hier nich! Schweet stünn Unkel bilütten all vör'n Kopp. De Hund wür indess faster. So nehmen se den Wäch wacker unner de Föt. Ümkieken un to Sied schulen, dat wagte Unkel sich nich, doch he markte, daff disse „Wachsaldaten“ noch nich affrückt wieren un stumm siedwärts mittreckten. Endlich keemen se up de Brügg twischen de Bröker. Doar wieren se dann ok ruter ut'n Holtbusch, un de Grawen „krüzte“ den Stieg.

Nu künn Unkel Johann de Niegligkeit nich mihr tämen un keek sich knasch üm. Godd in hogen Häwen! De Kierls wieren doch wohrhaftig vör de Brügg stahnbläwen, un dat har

ganz den Anschien, as lösten se sich up de Stell in Nacht, Näwel un Maandlicht up. Güst äbent grad har he's noch sehn, dücht em, un nu wieren's betto, as har de Nacht ehr verschlaken orrer een Windhusch mitnahmen.

Aff, tohus! – Noch üm den Scheeperberg betrüm, dunn wieren al de Lichter von Lütten Trebbow to sehn. Godd wäs Lobb un Dank mit Posaunen, Trummeln un mit Fläuten! –

Unkel Johann het nah dit Beläwnis nienich werrer affsträden, datt de Spök bi de Brügg twischen de Bröker un den Gründlow-See oll Wiewerdraehn is. „Wenn dat keen echten Spök west wier, denn har sich Strom gewiß nich so verfiehr“, geew he de Twiewlers ümmer to denken, un dat aewertügte ehr denn ok tomeist.

„Dat is wohr“, hülp em oll Vadder Dohms bistahn, „Pierd un Hund'n sehn den Spök, ok wenn Minschenogen nixnich von gewohr warden.“

Wat disse Spök nu för een Urgrund hebben künn, wüßt keen Minsch mihr so recht to düden. Doch een Ansicht keem öfters hoch, datt doar hinnen twischen den Gründlow-See un de Schmalling in de Bröker to urolle Tieden woll ok enns Wachsaldaten up Posten stahn hard'n. Se müßten gewiß den Togang nah Lütten Trebbow sichern. De Tieden sünd nich ümmer in Ruh un Fräden henflaten.

Doar ist disse Wach woll ok towielen bidder nödig west.

Achtung passen un wohrschugen, mobilmaken und verdeffendieren hülp Land un Läbent retten.

Vielleicht hebben se denn bi Wach un Wehr doar hinner in'n Holtbusch ehr Läbent laten müßt un sünd vergahn an Urd un Stell. Wat spökten se süß noch rüm? Kinnings, wat is sön Spök doch taag!

Klaus Giese, Altstrelitz/Quickborn (Elbe), Palmarum 1997

120 Jahre Eisenbahn in Neustrelitz

Im Vergleich mit der Nachbarstadt Neubrandenburg und anderen größeren Städten Mecklenburgs hat die damalige Residenzstadt Neustrelitz länger auf den Anschluß an das sich seit 1840 entwickelnde deutsche Eisenbahnnetz warten müssen. Das entsprach keineswegs dem Engagement des Neustrelitzer Fürstenhauses und der Repräsentanten der Stadt, die sich dem Bau einer Eisenbahnverbindung von Berlin aus in Richtung Norden von Anfang an verschrieben hatten. Aber gerade diese Strecke erwies sich wegen der langen Vorbereitungs- und Bauzeit als ein negatives Beispiel in der mecklenburgischen Eisenbahngeschichte.

Mecklenburgs Eisenbahnnetz entwickelte sich als Folge der 1846 fertiggestellten Verbindung von Berlin nach Hamburg vom Westen her. Das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin hatte seine Zustimmung zum Bau der Berlin-Hamburger Bahn u. a. nur unter der Bedingung gegeben, von Hagenow aus eine Strecke nach Schwerin zu errichten.

Auf diese Weise erhielt Schwerin 1847 Eisenbahnanschluß. Wismar folgte 1848 und die Städte Rostock und Güstrow im Jahre 1850. Nutznießer dieser Entwicklung war dann Neubrandenburg. Die Regierung in Schwerin hatte Interesse, ihr Eisenbahnnetz ins östliche Mecklenburg auszudehnen, und die preußische Hafenstadt Stettin drängte die Mecklenburger zum gemeinsamen Bau einer durchgehenden Eisenbahnverbindung zwischen Stettin und Hamburg quer durch Mecklenburg.

Von Güstrow aus erreichte die Bahn 1864 Neubrandenburg, und am 1. Januar 1867 war die wichtigste Ost-West-Verbindung Wirklichkeit geworden, zunächst über Schwerin und ab 1870 über Lübeck. Neustrelitz indes blieb jedoch weiter abseits des Eisenbahnnetzes. Die Postkutschen hatten hier noch nicht ausgedient.

Angeregt durch die Eröffnung der Berlin-Stettiner-Bahn im Jahre 1843 kam das Projekt einer von Berlin nach Norden verlaufenden Eisenbahnverbindung erstmals in Stralsund zur Sprache. Auch in der preußischen Hafenstadt fanden sich bald Fürsprecher zum Bau dieser Strecke. Der kürzeste Weg von Berlin nach Stralsund führt über Neustrelitz. Da gab es keine andere Wahl, auch aus topografischer Sicht. Das erkannten die Großherzogliche Regierung von Mecklenburg-Strelitz und die Verantwortlichen der Stadt Neustrelitz und setzten sich von Anfang an vehement für das Zustandekommen dieser Strecke ein.

Die Beschaffung der notwendigen finanziellen Mittel erwies sich als äußerst schwierig und verzögerte die Vorbereitung permanent. Zeitweilig geriet das Vorhaben in Gefahr, auf unbestimmte Zeit zurückgestellt zu werden, obgleich Friedrich-Wilhelm IV., König von Preußen, sich für das Gelingen des Bahnbaus persönlich ausgesprochen hatte. Bei der Prüfung des Konzessionsantrages im Frühjahr 1853 erklärte der Monarch in zwei handschriftlichen Briefen an den für Eisenbahnfragen zuständigen Minister Heydt, daß die Bahn über Neustrelitz führen müsse, sonst versage er seine Genehmigung.

Der erteilten Konzession folgten keine weiteren Aktivitäten und viel Zeit ging ins Land. Im Jahre 1856 bildete sich eine Aktiengesellschaft. Der Aufruf zur Zeichnung von Aktien führte jedoch zu keiner befriedigenden Resonanz. Immer wieder bemühte sich die Stadt Neustrelitz um den Beginn der Bauarbeiten an der Strecke Berlin – Neustrelitz – Stralsund. In diesem Zusammenhang ist der nimmermüde Einsatz des Neustrelitzer Gymnasiallehrers Professor Dr. Roloff hervorzuheben. Er erreichte in einer Audienz beim Großherzog dessen Zusicherung, auf die Erhebung von Durchfuhrzöllen zu verzichten. Dies war wegen der zögerlichen Haltung der beiden Mecklenburg zur deutschen Zollunion von Preußen immer wieder befürchtet worden.

Professor Roloff rief in den Zeitungen zur Beteiligung an den Aktienzeichnungen zugunsten des Bahnbaus des „Berlin-Stralsunder Eisenbahnkomitees“ auf, das am 15. De-

zember 1865 die Konzession von der preußischen Regierung erhalten hatte. Einen Rückschlag für die Neustrelitzer Interessen brachte die Inbetriebnahme der Strecke Berlin – Angermünde – Stralsund im Jahre 1863, denn das Interesse der Stadt Stralsund an der Realisierung der Nordbahn ließ spürbar nach. Es gab nun sogar Vorschläge, diese Eisenbahnverbindung in Neubrandenburg enden zu lassen. Professor Roloff gehörte zu denen, die diesem Ansinnen energisch widersprachen.

Inzwischen war der deutsch-französische Krieg 1870/71 zu Ende. Die von Frankreich zu zahlende Kontribution in Höhe von 5 Mrd. Mark löste in Deutschland eine Konjunktur ungeahnter Größe aus, die allerdings zunächst verheerende Auswirkungen auf den Bau der Nordbahn hatte. Spekulanten nutzten alle Möglichkeiten zum Geldmachen aus, in deren Folge die Preise stiegen und damit das Finanzierungskapital wieder nicht ausreichte. Immerhin war nach dem Friedensvertrag an drei Stellen mit den Bauarbeiten begonnen worden, darunter auch in Neustrelitz.

Hier fand die Grundsteinlegung für das Bahnhofsgebäude am 3. Dezember 1871 statt. Von diesem Zeremoniell ist folgender zeitgenössischer Bericht überliefert: „Nachdem der Männergesangverein den Akt durch Vortrag des Vaterlandliedes eingeleitet hatte, übergab Baurat Richard im Auftrag der Grossherzoglichen Landesregierung das für den Bahnhof bestimmte Gelände dem Gründungskomitee, als deren Vertreter Rechnungsrat Bernhard die Besitzergreifung mit einer Rede vollzog, in welcher er die Wichtigkeit des intendierten Unternehmens hervorhob und welche er unter Hinweisung auf die demselben Allerhöchst gewordene Unterstützung und Förderung mit einem dreimaligen Hoch auf seine Kgl. Hoheit den Großherzog schloß, welches bei dem zahlreich anwesenden Publikum freudigen Widerhall fand. Später folgten bei den Spatenstichen noch Hochs durch Bürgermeister Fischer, die Begründer der Bahn, auf den deutschen Kaiser usw. Vorträge



Bahnhof Neustrelitz, etwa 1905 (Hbf) – 29. April 1945 durch Brandlegung zerstört. Bis 1949 im Erdgeschoß nach altem Vorbild wiederaufgebaut.

des Männergesangvereins beschlossen den feierlichen Akt.“ (Neustrelitzer Zeitung vom 2. Januar 1872, Archiv der Stadt Neustrelitz).

Im Sommer des Jahres 1872 begann die Dammschüttung in Richtung Bürgerhorst und der Brückenbau über die Straße nach Berlin. Es kam aber wieder zu Unterbrechungen. Im April 1873 legten Bauarbeiter die Arbeit nieder, weil man ihnen den Lohn vorenthielt. Die Polizei schritt ein und verhaftete zehn Männer, die anschließend Gefängnisstrafen erhielten. Ähnliches wiederholte sich im Mai 1874. Dieses Jahr war für die Nordbahn überhaupt ein unglücklicher Zeitabschnitt. Das Geld war verbraucht, neue Mittel kamen nicht. Um die kooperierenden Gläubiger zufriedenzustellen, wurden auf den Baustellen einige Pferde versteigert und das Bauholz verkauft.

Die Aktionäre der Nordbahn gerieten immer mehr in Sorge um den Verlust ihres Geldes. Sie richteten eine Petition an das preußische Abgeordnetenhaus, der Staat möge die in Bau befindliche Bahn mit allen Konsequenzen übernehmen. Dieser Bitte wurde schließlich entsprochen. Das Unternehmen wurde Bestandteil der Preußischen Staatsbahn.

Mit Beginn des Jahres 1876 wurde auf der ganzen Länge der Strecke zwischen Berlin und Stralsund wieder gearbeitet. Die Inbetriebnahme bis Neubrandenburg sollte am 1. Oktober 1876 vorgenommen werden. Durch ständig neue Zwischenfälle im Bauablauf erwies sich dieser Termin als illusorisch. Der 1. Juli 1877 sollte endgültig der Zeitpunkt für die Eröffnung der Teilstrecke bis Neubrandenburg sein.

Wegen der oftmaligen Verschiebung dieses Termins und damit wegen der glanzlosen Baugeschichte dieser Strecke war den Verantwortlichen die Lust auf eine prunkvolle Eröffnungsfeier vergangen. Dabei bot sich in Neustrelitz eine Verknüpfung des Bahnerignisses mit bedeutenden gesellschaftlichen Veranstaltungen an. In der ersten Dekade Juli 1877 fanden die Einzugsfeierlichkeiten des Erbgroßherzogs statt, und auch das 7. mecklenburgische Sängerfest fiel in diese Zeit.

Aus den Erfahrungen mit dem Bauverlauf der Eisenbahnstrecke verzichtete man in Neustrelitz auf ihre Einbeziehung in den Veranstaltungsplan. Und man lag richtig mit dieser Entscheidung. Die Inbetriebnahme der Strecke konnte nicht am 1. Juli stattfinden. Der Erbgroßherzog traf am 2. Juli mit einem Sonderzug aus Pasewalk in Neubrandenburg ein. Die Reise nach Neustrelitz mußte er mit einer Kutsche fortsetzen.

Schließlich fand am 10. Juli 1877, einem Dienstag, die Betriebseröffnung der Eisenbahnstrecke Berlin – Neustrelitz – Neubrandenburg statt. Um 6.35 Uhr fuhr der erste Zug aus Berlin-Gesundbrunnen ab. Trotz allem hatten sich die Bahnhöfe Oranienburg und Neustrelitz prächtig geschmückt. Zu allem Mißgeschick kam hinzu, daß es an diesem 10. Juli den ganzen Tag regnete.

Vor allem die Bürger der Stadt Neustrelitz empfanden mit dem Eisenbahnanschluß Genugtuung, war doch nun das Engagement der Residenzstadt für das neue Verkehrsmittel von Erfolg gekrönt. Prof. Dr. Roloff konnte dieses Ereignis noch erleben, doch einige Monate später starb er 64jährig in der Stadt seines Lebenswerkes.

Werner Lexow

Ein historisches Baudenkmal aus der Pionierzeit der Eisenbahn fiel der Abrißbirne zum Opfer

Neustrelitz. Nachdem Neubrandenburg am 15. November 1864 einen Eisenbahnanschluß nach Güstrow erhalten hatte, wurden auch in Neustrelitz Stimmen laut, die eine Eisenbahnverbindung forderten. Doch zunächst wurde erst einmal die Streckenverbindung von Neubrandenburg nach Pasewalk erweitert und am 1. Januar 1867 dem Verkehr übergeben. Im Gespräch war eine Eisenbahnverbindung von Berlin nach Stralsund, die die Städte Neubrandenburg und Neustrelitz berühren sollte. Doch zahlreiche ungelöste Probleme ließen das Projekt nicht zum Tragen kommen. Zunächst kam es nur zu einer Bahnverbindung von Berlin über Angermünde nach Stralsund.

Streitigkeiten über den Verlauf der Trassenführung zögerten den Bau einer Bahnstrecke zwischen Neustrelitz und Neubrandenburg immer wieder hinaus. Erst am 30. Dezember 1871 erfolgte in Neustrelitz der erste Spatenstich zur Grundsteinlegung für ein Bahnhofsgebäude. In Berlin konstituierte sich am 14. Januar 1872 der Verwaltungsrat der „Berliner Nordbahn Gesellschaft“. Im Frühjahr 1872 liefen dann auch die Baumaßnahmen für weitere Gebäude an. Dazu gehörten Stellwerke, ein Lokschuppen und Reparaturwerkstätten. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs wuchs ein runder Backsteinbau empor. Er sollte das Herzstück eines funktionstüchtigen Bahnhofs werden. Sind es heute Diesellokomotiv und elektrische Energie, die den Zugverkehr in Bewegung halten, so war es zu damaliger Zeit das Wasser, das zur Dampfgewinnung benötigt wurde. Zur Wasserversorgung war ein Wasserturm erforderlich, denn moderne Pumpen aus heutiger Sicht gab es damals nicht. In der Nähe des Lokschuppens entstanden Lagerflächen für Kohlen und Wasserzapfstellen.

In Fürstenberg und (Burg) Stargard begannen die Gleisbauarbeiten. Entlang der heutigen Bürgerhorststraße wurde damit begonnen, einen Damm zu schütten. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs entstanden die Pfeiler für einen Brückenbau zur Überwindung einer Chaussee. Trotz anfänglicher Euphorie kamen die Arbeiten bald ins Stocken und zogen sich dahin. In Neustrelitz legten im April 1873 Bauarbeiter die Arbeit nieder, weil sie keinen Lohn erhielten. Bei Birkenwerder brach ein Damm zusammen. An anderer Stelle wurde eine germanische Begräbnisstätte freigelegt. 1874 wurde dann das Geld knapp. Erst im Oktober 1875 ging es wieder aufwärts und Anfang 1876 wurde auf der gesamten Länge der Nordbahn wieder gearbeitet. Im August 1876 sollte der Bahnbetrieb aufgenommen werden, doch unvorhergesehene Probleme schoben diesen Termin immer wieder hinaus. Im Januar 1877 stürzte dann auch noch eine Brücke bei Neddemin ein. Neuer Eröffnungstermin war der 1. Juli 1877, doch auch dieser Termin platzte. Erst am 10. Juli konnte der erste Zug in Berlin-Gesundbrunnen in Richtung Neubrandenburg in Bewegung gesetzt werden. Der Bahnhof Neustrelitz war prächtig geschmückt worden. Leider spielte das Wetter nicht mit, es regnete ununterbrochen. Die herzogliche Residenzstadt Neustrelitz konnte aber einen wichtigen Erfolg verbuchen. Nach jahrelangen Bemühungen war eine Anbindung an das bereits vorhandene Streckennetz in Erfüllung gegangen.

Mit Wehmut blickten die Eisenbahnfreunde Ende Januar diesen Jahres auf die Fahrzeuge einer Abrißfirma. Der Wasserturm, einst Herzstück des Bahnhofs und angeblich als „historisches Baudenkmal unter Schutz gestellt“, wurde innerhalb von drei Wochen abgerissen. Wie zum Hohn konnten die Abrißverantwortlichen am Aschermittwoch 1997 vermelden: „Am Aschermittwoch war alles vorbei“. Den Wasserturm aus der Pionierzeit der Eisenbahn am Neustrelitzer Hauptbahnhof sucht man nunmehr vergebens.

GSY

Das Gymnasium Carolinum informiert aus dem Schulbetrieb

Die Klasse 6/5

Wir wollen uns heute mit einigen Beiträgen aus dem Fach Deutsch vorstellen. Im Literaturunterricht beschäftigten wir uns mit den Fabeln. Als Abschluß schrieben wir die folgende Versfabel von Wilhelm Busch in eine Prosafabel um.

Die Teilung

Es hat einmal, so wird gesagt,
Der Löwe mit dem Wolf gejagt.
Da haben sie vereint erlegt
Ein Wildschwein, stark und gut gepflegt.
Doch als es ans Verteilen ging,
Dünkt das dem Wolf ein mißlich Ding.
Der Löwe sprach: Was grübelst du?
Glaubst du, es geht nicht redlich zu?
Dort kommt der Fuchs, der mag entscheiden,
Was jedem zukommt von uns beiden.
Gut, sagt der Wolf, dem solch ein Freund
Als Richter gar nicht übel scheint.
Der Löwe winkt dem Fuchs sogleich:
Herr Doktor, das ist was für Euch.
Hier dieses jüngst erlegte Schwein,

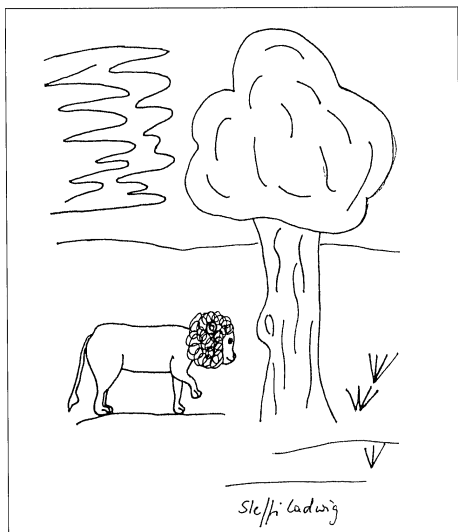
Bedenkt es wohl, ist mein und sein.
Ich faßt' es vorn, er griff es hinten;
Jetzt teilt es uns, doch ohne Finten.

Der Fuchs war ein Jurist vom Fach.
Sehr einfach, spricht er, liegt die Sach.
Das Vorderteil, ob viel, ob wenig,
Erhält mit Fug und Recht der König.
Dir aber, Vetter Isegrimm,
Gebührt das Hinterteil. Da nimm!

Bei diesem Wort trennt er genau
Das Schwänzlein hinten von der Sau.
Indes der Wolf verschmäht die Beute,
Verneigt sich kurz und geht beiseite.

Fuchs, sprach der Löwe, bleibt bei mir.
Von heut an seid Ihr Großwesir.

Wilhelm Busch (1904)



Hier einige Ergebnisse:

Die Teilung

Es jagten einmal ein Löwe und ein Wolf zusammen und erlegten dabei ein Wildschwein, das stark und gut gepflegt war. Als es dann ans Verteilen ging, erschien es dem Wolf eine schwierige Sache und er mißtraute dem Löwen. Der Löwe bekam es mit und sagte: „Was grübelst du so, glaubst du, ich werde es nicht richtig aufteilen? Da kommt gerade ein Fuchs vorbei. Er soll es aufteilen.“ „Gut, so soll es sein“, sagte der Wolf und der Löwe rief den Fuchs und meinte zu ihm: „Das ist was für dich. Das Schwein haben wir beide erlegt, es gehört mir und dem Wolf. Ich griff es von vorn und er von hinten. Teile es nun gerecht auf.“ Der Fuchs war ein Richter von Beruf und meinte: „Das ist sehr leicht. Das Vorderteil gehört dem König, egal ob es viel oder wenig ist. Und dir, Vetter Isegrimm, gehört das Hinterteil. Bitte sehr“. Bei diesen Worten trennte er den Schwanz ab und gab ihn dem Wolf. Der mochte den Schwanz aber nicht und ging weg. Der Löwe aber sagte zum Fuchs: „Du kannst gut teilen. Bleib bei mir, dann bist du mein Großwesir.“ Der Wolf meinte, während er nach Hause ging, zu sich: „Die Stärkeren haben immer mehr Recht, deswegen sollte man sich nicht mit ihnen zusammentun.“

Luise Günther



Die Teilung

Ein Löwe erlegte mit Hilfe des Wolfes ein Wildschwein. Doch beim Teilen bekommt der Wolf es mit der Angst zu tun, denn mit dem Löwen sollte man nicht spaßen. Dann schlug der König der Tiere vor: „Wir könnten doch den Fuchs als Richter nehmen.“ Der Wolf war einverstanden und der Fuchs machte sich ans Werk. Der Löwe sprach zum Fuchs: „Denken Sie daran, Doktor Fuchs, es ist mein und sein Fressen. Ich faßte es von vorn und er von hinten.“ Der Fuchs sprach: „Das Vorderteil gehört dem Löwen, aber das Hinterteil bekommt der Wolf.“ Mit diesen Worten teilte er den Schwanz des Schweines ab und gab ihn dem Wolf. Der Rest des Schweines wurde dem Löwen zugeteilt. Der Wolf verschmäht seine Beute und geht dankend zur Seite. Der Löwe sagte zum Fuchs: „Bleib bei mir, von heute an bist du mein Großwesir.“ Der Fuchs dachte: Wer den Mächtigen Recht und Beute zuteilt, wird belohnt.

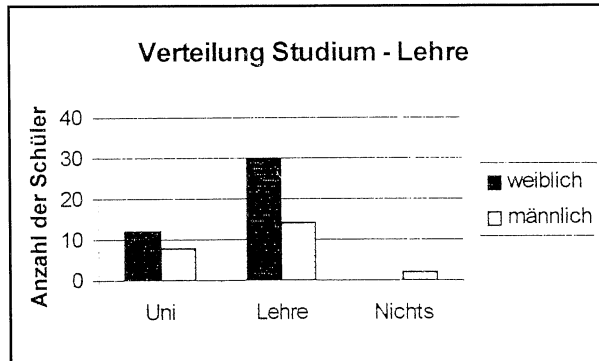
Jörn Guder

Was kommt nach dem Abitur?

Was haben die Schüler der jetzigen 12. Klasse nach dem Abitur vor? Werden Sie eine Lehre beginnen oder studieren? Was wollen sie bis zum Beginn ihrer Lehre/ihrer Studiums tun?

Diese Fragen stellte ich 66 Abiturienten. Dabei haben mich einige der Ergebnisse wirklich erstaunt. Vor allem die Verteilung von angehenden Azubis und Studierenden – deren Verhältnis viele als 50 zu 50 annehmen – hat mich überrascht.

Wie in folgendem Diagramm ersichtlich, wollen etwa zwei Drittel der Schüler eine Lehre beginnen, während ein Drittel anfangen will zu studieren.



„Gymnasium: s (gr.-lat.), im alten Griechenland Ort der körperlichen Erziehung, [...] Ziel der im 19. Jahrhundert durchgeführten Oberstufenreform ist es, die Schüler in bezug auf selbständiges Arbeiten und Fachinhalte besser auf die Anforderungen an den Hochschulen und Universitäten vorzubereiten. [...] Vermittelte Kenntnisse gelten als vorbereitendes Wissen für Immatrikulation (Aufnahme in eine Hochschule/Universität).“ So wird die Funktion des Gymnasiums im Lexikon definiert.

Doch offensichtlich haben 2/3 der Schüler nicht vor, sich in einer Universität einzuschreiben.

Auf meine Frage hin, warum sie dann trotzdem das Abitur machen, obwohl dieses für die meisten Lehrstellen nicht notwendig ist, gaben die Schüler an, sie würden endlich eigenes Geld verdienen wollen. Außerdem hofften sie, durch das Absolvieren der 11. und 12. Klasse etwas mehr Zeit zu gewinnen, um sich über den weiteren Verlauf ihres Lebens klarzuwerden.

Julia Kaczensky gab an, sie würde das Abitur vor allem deshalb machen, um bessere Chancen und etwas mehr Zeit für ihre Bemühungen um eine Lehrstelle zu haben.

Viele meinten, mit dem Abitur in der Tasche hätten sie sich alle Möglichkeiten offenhalten und tatsächlich haben auch rund 1/4 jener Schüler, die jetzt erst einmal eine Lehre beginnen wollen, vor, später zu studieren.

20 Prozent der Befragten erzählten, daß sie zwar einmal vorgehabt hätten, zu studieren, dies jedoch aufgegeben haben, da ein Studium für sie zu teuer wäre.

Hauptgrund für das Absolvieren des Abiturs war, daß viele ausbildende Betriebe mehr dazu tendieren, lieber Abiturienten einzustellen als Realschüler.

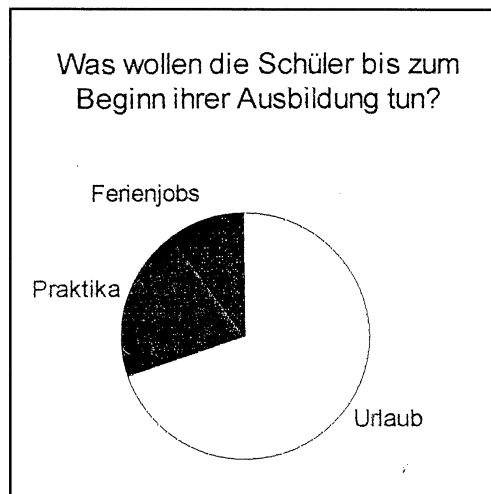
Der Büroleiter einer einheimischen Firma erzählte mir, daß fünf von den sieben Auszubildenden des Betriebes das Abiturzeugnis besitzen. Er zöge Abiturienten Realschülern

vor, da seiner Meinung nach die Abiturienten ein ausgeprägteres Verantwortungsgefühl besäßen, außerdem schon erwachsen wären und den Führerschein hätten.

So ist es also kein Wunder, daß immer mehr Jugendliche das Abitur machen, nur um bestmögliche Chancen zu haben. Ganze 40 Prozent aller Schüler gaben an, das Abitur zu machen, damit sich ihre Chancen als Azubi von einem Betrieb aufgenommen zu werden, verbessern. So ist Diana Zoglauer, die nach dem Abitur Jura studieren möchte, zum Beispiel davon überzeugt, daß man heutzutage eine Lehrstelle beinahe nur noch mit einem Abitur in der Tasche bekommen kann.

Viele der befragten Jungen waren froh, durch das Absolvieren von Wehr- oder Zivildienst oder den Dienst beim Katastrophenschutz noch ein weiteres Jahr zum Nachdenken über ihre Zukunft zu haben. Das Verhältnis zwischen angehenden Wehrdienstleistenden und Zivildienstleistenden ist etwa 3:1.

Sehr unterschiedlich ist, was die Schüler nach Erhalten des Abiturzeugnisses vorhaben, bis sie mit dem „Ernst des Lebens“ – ob dies nun beim Bund, in einem Betrieb oder an einer Universität ist – anfangen.



Bei meiner Meinungsumfrage wurde mir deutlich, daß viele Schüler eine sehr genaue Vorstellung von ihrer Zukunft haben, andere sich dagegen mit beinahe keinen Gedanken über ihren nächsten Lebensabschnitt tragen. Ich persönlich finde, daß es an sich gar nicht schlecht ist, sich so spät wie möglich festzulegen, doch andererseits sollte jeder sich zumindest einige Richtlinien setzen, um sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren und damit wertvolle Zeit zu vergeuden.

Ich wünsche allen diesjährigen und auch kommenden Abiturienten viel Glück und alles Gute für die Zukunft.

Kerstin Lau

Verabschiedung des stellvertretenden Schulleiters Herbert Schwarz in den Ruhestand

Am 10. April 1997 wurde Herbert Schwarz, der am Carolinum als Deutschlehrer und als stellvertretender Schulleiter seit 1991 tätig gewesen war, in den Ruhestand verabschiedet.

In einer Feierstunde sagten ihm Schüler, Lehrer und Vertreter der Öffentlichkeit Dank für die geleistete Arbeit und gaben dem verdienstvollen Lehrer gute Worte mit auf den Weg.

Der Schulchor gestaltete ein Programm, zahlreiche Redner ergriffen das Wort. Neben dem Schulleiter Herrn Drauschke, dem Schulrat Herrn Ritter, der Schulleiterin des Schliemann-Gymnasiums und Vertretern der Stadt Neustrelitz bedachten auch die Deutschlehrer des Carolinums den scheidenden Lehrer mit ehrenden Worten und guten Wünschen.

Stellvertretend für alle, die dem verdienstvollen Mann an diesem Tag Ehre erwiesen, veröffentlichen wir hier, um den Rahmen der Publikation nicht zu sprengen, nur einige Beiträge.

Für die Deutschlehrer ergriffen Frau E. Benzin und Herr H. Tesch in einer Wechselrede das Wort, nachdem Frau Krase ein Gedicht, das Herbert Schwarz gewidmet war, rezitiert hatte:

Ein Anderes

Des Lebens lauter Ruf verklingt
Nach rückwärts richtet sich der Blick
Ganz langsam hält der Mensch nur inne

Des Alltags Last und Bürde wirft er ab
Sucht mehr sein Eigen, sucht sein Selbst
Und schärfet neu die Sinne

Der Abend öffnet seine Pforten
Nimmt sanft den müden Wandrer auf
Dass anders nun der Born des Lebens rinne

Neue Freuden, längst vergessne Träume reifen
Die Zeit gebiert ein stillres Glück
Ein tiefres In-der-Welt-Sein nun beginne

Denn jede Stufe öffnet uns ein Tor
Das wir noch nie durchschritten
Gewährt uns Raum für neue tiefe Minne

Wechselrede

H. Tesch: Vor vielen Jahren, es waren Tage wie jene jetzt im April, da liefen wir beide, Eike und ich, oft aneinander vorbei. Uns verband, außer der Abgabe der Kinder in derselben Einrichtung sowie ein flüchtiges ‚Guten Morgen‘ nichts weiter. Und doch schon damals, ohne es zu ahnen, gerieten wir beide auf ein- und dieselbe Umlaufbahn, denn Du, lieber Herbert, warst unser gemeinsamer Mentor.

E. Benzin: Zu zweit wollen wir uns deshalb einer Aufgabe stellen, die eigentlich nicht zu erfüllen ist:

zu danken – ohne eine Kleinigkeit zu vergessen
zu verabschieden – ohne wirklich Abschied zu nehmen.

Über Jahrzehnte hinweg haben Sie den Deutschunterricht nicht nur an Ihrer Schule geprägt. Viele unserer Kollegen kannten Sie als damals noch Fachberater – ein Fachberater, dem man mit Ehrfurcht, Respekt, Achtung gegenüberstand. Ihre Maximen galten und gelten für viele – Fachkompetenz, Sicherheit im Auftreten, ein persönlicher, einfühlsamer Umgang mit den Schülern.

H. Tesch: Über die Jahre haben Dich viele bewundert, vielen warst Du auch un-
bequem. Du hast im Lehrerberuf ausgehalten, obwohl es auch andere Angebote gab.

Du hast Dich immer engagiert – die Rente, wie manch anderer, hast Du nie herbei-
gesehnt. Du hast vielen geholfen, Schülern, Lehrern, Schauspielern, Theaterleuten,
Kulturinteressierten, Freunden.

Generationen von Schülern haben sich von Deinem Deutsch-Unterricht begeistern
lassen. Dein Unterricht blieb nicht bei der bloßen Wissensvermittlung stehen, er war auch
eine Herzensbildung.

E. Benzin: Ab 1991 begann für uns alle ein neuer, denkwürdiger Abschnitt, Sie wurden
neben Ihrer Hauptberufung zum Lehrer für das Fach Deutsch stellvertretender Schulleiter
des Gymnasiums Carolinum. In dieser Zeit traten Sie nicht nur als Bindeglied, Vermittler
zwischen zwei verschiedenen Fronten auf, Sie prägten auch den künstlerischen Bereich in
entscheidendem Maße. Dazu gehörte nicht nur der hohe Anspruch, den Sie an alle Kolle-
gen unseres Fachbereiches mit Unerbitterlichkeit und Konsequenz stellten, sondern Sie
wurden auch zu einem Mittelpunkt, einem Anlaufpunkt. In jeder Situation konnte man Sie
fragen. Viele Dinge, Gespräche, Vermittlungen waren einfach eine Selbstverständlichkeit.

H. Tesch: Du hast mit Beharrlichkeit und menschlicher Wärme alles gegeben und
weitergegeben, so daß die Kollegen davon profitieren konnten und können.

E. Benzin: Am 20. Mai 1995 erreichte Sie folgender Brief:

„...Ferner nehmen wir Ihren besonderen Geburtstag zum Anlaß, um Ihnen zu sagen,
wie dankbar wir Ihnen sind. Sie haben in den zurückliegenden schweren Jahren versucht,
Menschen durch Ihr Hinführen zu kulturellen Werken Mut und Perspektiven zu ver-
mitteln.

Sie sind dabei bis an den Rand des Möglichen, auch bei persönlichen Gefährdungen,
gegangen.

Das war wichtig und ist wichtig. Wir durften daran partizipieren. Dafür danken wir
Ihnen.“

Kurt und Gisela Winkelmann

H. Tesch: Im Dezember 1996 schrieben Dir I. und I. Jennersjö aus Schweden:

„... Von dem, was ich im Gespräch mit Dir, Herbert, gehört habe, bist Du immer
krank gewesen und wirst nicht mehr in der Schule arbeiten. Das ist ein großer Schaden.
Was verliert dadurch der Unterricht! Mit Deiner Besessenheit, Intelligenz, Persönlichkeit
und „sozialer Kompetenz“ als Mensch hat die deutsche Schule dann viel verloren!

Ich meine es wirklich, weil ich glaube, daß diese Verhältnisse ganz offenbar sind, wenn
man Dich kennt. Doch Herbert, wenn Du nur gesunden wirst, hast Du viel anderes Intel-
lektuelles, Praktisches zu tun, nicht wahr?

Wir, Eure Freunde, Erika und Herbert, danken Euch für gute Freundschaft.“

Ingemar und Isalill Jennersjö

E. Benzin: Das enorme Ausmaß Ihres Wirkens erkannten wir, als Sie plötzlich nicht
mehr für uns da sein konnten, aber es doch noch so gern wollten. So wurde aus der Ferne
immer die Verbindung gehalten, ein Rat geholt oder eine Anregung. Wir alle sind auch
sehr darauf bedacht, daß dies so bleibt, sei es für uns als Kollegen, sei es für die Schüler,
oder sei es als Freund!

In diesem Sinne möchten wir uns an dieser Stelle ganz herzlich, jeder in seiner Art der
Verbundenheit, bei Ihnen bedanken, uns aber auf keinen Fall verabschieden.

Dankesworte anlässlich der Verabschiedung

ABENDLIED

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löschst ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünkchen sieht sie glimmend stehn,
wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Daß ich noch auf dem Abendfeld wandle, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde, liebe Schülerinnen und Schüler und ehemalige Schülerinnen und Schüler, verdanke ich auch Ihnen.

In erster Linie der Fürsorge meiner Frau und meines Sohnes, mit dem ich zusammen das ABC wieder lernte, der Anteilnahme meiner Schwiegertochter und meines Enkels, der nicht schlecht staunte über seinen sprachlosen Großvater.

An dieser Stelle möchte ich aber auch Dank sagen allen Ärzten, Schwestern und Sprachtherapeuten, die mir – und das war ein langer, langer Prozeß – neuen Lebensmut gaben und allmählich den Suizid-Gedanken verdrängten. Besonderer Dank gilt Herrn Dr. Thomas Buchner, Dr. Doerffel, meiner Hausärztin, Frau Sanitätsrat Erika Roewer, Herrn Dr. Manfred Smetan und stellvertretend für alle Sprachtherapeuten möchte ich Petra Woywod, meine ehemalige Schülerin, nennen und ihr sowie dem gesamten Personal der Kliniken in Grünheide und Wandlitz danken.

Ich danke auch dem Chor und der Instrumentalgruppe unter der Leitung von Elke Bartsch und Reinhard Gust. Sie haben mich alle hier heute durch Ihr Hiersein, durch Ihre Worte, Geschenke und Blumen ein bißchen durcheinandergebracht. Danke! Aber wie komme ich da nun heraus?

Doch – in Abwandlung eines bekannten Zitats möchte ich sagen, daß die *Sache*, um die es hier geht, nur zufällig auf den Namen *Herbert Schwarz* getauft ist.

Und da sind wir auch bei dem, was uns alle bewegt:

Bei dem Verhältnis der Menschen zueinander, bei dem Verhältnis der Generationen, bei dem Miteinander von Lehrern und Schülern. Und da sind wir uns alle einig: ohne dieses Miteinander, ohne diese Anteilnahme für den anderen, ohne unsere Verantwortung für die heranwachsenden jungen Menschen vom 10. bis zum 20. Lebensjahr können wir als Lehrer nicht bestehen. Da muß jeder einzelne immer wieder in sich hineinhorchen: Was



Herbert Schwarz während seiner Abschiedsrede

hast du falsch gemacht? Von uns, den Lehrern hängt es ab, welche Rolle diese Schule im Leben der jungen Menschen spielt. Wie sich ihr Charakter in den Auseinandersetzungen unserer Zeit bewährt.

Dazu müssen wir alle lernen, freundlicher, kameradschaftlicher, kritischer, hilfsbereiter miteinander umzugehen. Wir dürfen uns von Vorschriften, Verordnungen, Verfügungen im Alltagsstreß nicht die Freude an unserem Beruf zunichte machen lassen.

Lassen wir dies:

„Zum Golde drängt
am Golde hängt
doch alles – ach, wir Armen“

nicht zur Maxime unseres Denkens, Fühlens und Handelns werden!

Wir müssen uns immer wieder fragen: Sind Humanität und Toleranz, Frieden und Freundschaft auf der Welt nur Utopie oder Illusion? Die Wirklichkeit sieht erschreckend aus, wohin man auch blickt. Da können junge Menschen schon verzweifeln und der Illusion den Vorzug geben. Aber wenn wir als Lehrer nicht an die Verwirklichung der Utopie glauben und etwas dafür tun, ist unser Schaffen fragwürdig geworden.

Ein anderer Gedanke: Wir sprechen so gern vom Verhältnis zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Gegenwart ist wichtig. Sie ist aber schnell Vergangenheit. – Schon meine Worte, die ich bisher sagte, gehören der Vergangenheit an. Unwiderruflich.

Ich glaube, wir sind alle richtig beraten, wenn wir uns mehr der Vergangenheit zuwenden, sie erforschen, sie uns zu eigen machen.

„Ich bin toter als alle ihre Toten“
„Laß die Toten ihre Toten begraben“
Aber: „*Die Toten bleiben jung.*“

Auch wenn es eine Anna-Seghers-Straße in Neustrelitz nicht mehr gibt, diese Frau hat mich gelehrt, im „Aufstand der Fischer von Sankt Barbara“ und in der Erzählung „Der Ausflug der toten Mädchen“ mit Vergangenheit und Tod umzugehen. Nur denen wird eine glückliche Zukunft beschieden sein, die sich immer wieder auf Vergangenes besinnen. Gegenwart muß immer auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Gewesenen sein. Hüten wir uns aber davor, zu vorschnellen Beurteilungen und Verurteilungen zu kommen!

Noch einen letzten Gedanken möchte ich aussprechen: Goethe sagte im Jahre 1805: „Das Leben ist ein ewiges Werden, sich für geworden halten, heißt sich töten.“

Daß die Natur sich ständig verändert, akzeptieren wir, aber wir schließen uns selbst nicht mit ein. – Sind wir mitunter nicht doch bereit zu sagen: „Verweil doch, du bist so schön...?“

Goethe aber setzt das *Leben* mit dem *Werden* gleich. Und wer von uns möchte nicht leben? Das „sich für geworden halten“ aber heißt „sich töten“. Jeder von uns kennt den Glückszustand, daß er etwas erreicht hat. Es ist doch auch schön, sich für geworden zu halten. Man hat etwas erreicht, hat das Abitur bestanden, studiert, das Examen abgelegt, in seinem Beruf ist man erfolgreich geworden: als Arzt, Lehrer, Pfarrer, Bürgermeister oder Schuldirektor.

Solche Glücksmomente dürfen aber nicht zum Stillstand führen. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Ich wünsche uns allen, daß wir – symbolisch gesprochen – niemals für tot erklärt werden, sondern daß wir vor allem als Lehrer auch immer wieder Lernende sind. Uns nur fitzuhalten, was die wissenschaftliche Entwicklung der einzelnen Fachdisziplinen betrifft, das bejahen wir; nein, wir müssen auch die Entwicklung der Jugend in *jeder* Zeit berücksichtigen. Wenn Sie selbst Kinder und Enkel haben, wissen Sie, was ich meine: Diese plötzliche Erkenntnis, daß man die Jugend nicht mehr versteht, ihre Probleme und Sorgen, ihr Streben nach Vollendung im Goetheschen Sinne. Wir sollten nicht alles vergessen, was wir einmal gewußt haben. Majakowskis Verse vom „Geheimnis der Jugend“ gelten, wie vieles andere, auch noch heute. Nicht alles wegwerfen, sondern ergänzen:

Gorki	und Marcel Proust
Puschkin	und Goethe
Brecht	und Samuel Beckett
Becher	und Benn
Klabund	und Jean Cocteau
Tankred Dorst	und Franz Fühmann
Tschingis Aitmatow	und Botho Strauß

Alle diese Denker sind Suchende und werden uns helfen zu leben und Leben weiterzugeben.

Mein Berufsleben ist zu Ende, unerwartet kam dieser Einschnitt für mich. Aber viele gute Lehrer meiner Generation waren nach der Wende plötzlich vor die gleiche Tatsache gestellt, ohne daß sie eine solche Verabschiedung hatten, wie ich sie erleben durfte. Danke!

Ich wünsche Ihnen allen, Sie mögen Ihr „schweres Glück“ finden durch „Kraft zum Mut“.

Herbert Schwarz

Nur zufällig?

Nur zufällig, so wollte Herbert Schwarz den zahlreich zu seiner offiziellen Verabschiedung am 10. April in die Aula des Gymnasiums Carolinum Gekommenen weismachen, nur zufällig sei doch dieser Mensch auf den Namen Herbert Schwarz getauft worden. Das mag wohl sein, aber sicher nicht zufällig wird sein, wofür der Name Herbert Schwarz im Gedächtnis bleiben wird, und zufällig wird auch nicht sein, welchen Einfluß er durch sein Wirken und seine Persönlichkeit auf spätere Lebenswege junger Menschen, auf ihre Interessen und Neigungen genommen hat.

Herbert Schwarz hat gelebt, was er in seinen Dankesworten auf seiner Verabschiedungsfeier zum Beruf des Pädagogen gesagt hat: Im Verhältnis von Lehrern und Schülern das Verhältnis der Menschen zueinander, der Generationen miteinander aufbauen. Ohne Miteinander, Anteilnahme für den anderen, ohne Verantwortung für die Heranwachsenden von sechs bis 20 können wir als Lehrer nicht bestehen. Jeder sollte in sich reinhören, war sein Rat. Vom Lehrer hänge es ab, welche Rolle diese Schule im Leben der jungen Menschen spielt. Durch freundliches, kameradschaftliches, kritisches und hilfsbereites Miteinanderumgehen sollten sich Lehrer nicht von Vorschriften, Verordnungen, Verfügungen und Alltagsstreß die Freude am Beruf zunichte machen lassen. Nicht den Spruch „Zum Golde drängt doch alles“ zur Maxime des Denkens, Fühlens und Handelns werden lassen. „Sind Humanität und Toleranz, Frieden und Freundschaft auf der Welt Utopie oder Illusion“, fragte Herbert Schwarz. Der nur zu verständlichen Verzweiflung junger Menschen ob der erschreckenden Wirklichkeit müßten Lehrer den Glauben an die Utopie entgegensetzen, denn wenn sie nicht an die Utopie glauben und entsprechend handeln würden, wer dann? Die Frage drängte sich den Zuhörern auf, ob da nicht ein einsamer Mahner in der Wüste steht und ob darum nicht der Klopß im Hals so groß war in dieser Stunde des Abschieds, weil da wieder einer von denen – unerwartet – wie er selbst sagte, den Hut genommen hat. Er hat es vorgelebt, und die vielen Worte des Dankes, die Blumen als Zeichen der Dankbarkeit bewiesen, daß da jemand ging, der nicht zufällig auf diesem Platz gestanden und nach seinen Idealen gehandelt hat. Gut wären wir alle beraten, wenn wir uns mehr der Vergangenheit zuwenden würden und uns ihr Erforschen zu eigen machen, denn allzu schnell wird die Gegenwart zur Vergangenheit. Hüten sollten wir uns vor vorschnellen Urteilen und hüten auch vor dem Gewordensein. Da stand einer, der sich gegen dieses Gewordensein wehrte mit aller Energie. Daß die Natur sich ständig verändert, würden wir akzeptieren, sagte Herbert Schwarz, aber wir würden uns selbst nicht mit einschließen. Das sollte und könnte für alle gelten, seinen Kollegen jedoch gab er ganz speziell mit auf den Weg, als Lehrer auch immer Lernende zu bleiben.

Unser schweres Glück mögen wir finden, wie Herbert Schwarz sagte, durch Kraft zum Mut. Auch diese Kraft zum Mut hat er bewiesen, und dafür seien alle Hüte, die getragenen und die ungetragenen, vor ihm gezogen. Kurz nach seiner Erkrankung, wir hatten natürlich in der Redaktion davon erfahren, wurde mir eines morgens, es war sehr früh für den normalen Redaktionsalltag, ein Gespräch durchgestellt, mit den Worten „Herbert Schwarz ist dran“. Er war es wirklich, obwohl mir berichtet worden war, er sei der Sprache nicht mehr mächtig. Ich meldete mich, es dauerte eine Weile, und Herbert Schwarz sprach am anderen Ende der Leitung, die Worte suchend. Er war mitten in den Vorbereitungen zu einem seiner literarischen Programme gewesen, machte sich Sorgen wie immer, wenn er eines seiner geliebten Kinder ins Leben und in die Öffentlichkeit entlassen mußte, trotz aller vorangegangenen Erfolge stets zweifelnd und nach Perfektion strebend, und er wollte um die Veröffentlichung eines nochmaligen Hinweises in der Strelitzer Zeitung auf den Abend bitten. Er hatte – immer noch und immer wieder – Zweifel, es könnte keiner kommen. Mit der gleichen Intensität hat er, in dieser für ihn und für seine Familie so schmerzvollen Zeit seiner Krankheit, an Schüler gedacht, von denen er wußte, sie würden Schwierigkeiten bei den Abiturprüfungen haben.

Welch eine Kraft und Welch ein Mut. Wir sollten ihm den Wunsch erfüllen und durch Kraft zum Mut, wenn schon nicht unser schweres Glück finden, so doch wenigstens suchen.

Charlotte Linke, Leiterin Lokalredaktion „Strelitzer Zeitung“

10. Todestag A. Wagners (26. Juni)
40. Todestag W. Karbes (25. Oktober)
40 Jahre Karbe-Wagner-Archiv (6. Dezember 1996)

Zwei Nachträge

„Die Sportsmädel“ und der Bibliothekar

Im „Strelitzer Echo“ vom 21. August vorigen Jahres fand sich unter dem Titel „Neustrelitz war Mittelpunkt des Sportes“ auszugsweise der sehr interessante Bericht von Angela Ahrer über ihre Ausbildung zur Sportlehrerin in Neustrelitz 1943 an der Führerschule des Hochschulinstituts für Leibesübungen der Universität Berlin.

Sie berichtet unter anderem von der Unterbringung der „Kameradschaften“ im Schloß und im Parkhaus sowie von Gymnastik mit Klavierbegleitung.

Was das Parkhaus angeht, so könnte man nach den Ausführungen annehmen, es sei damals ausschließlich Internat gewesen, aber – weit gefehlt: Es war zugleich und ja wohl hauptsächlich das (letzte) Domizil der Landesbibliothek.

Das scheint die Lehrgangsteilnehmerinnen nicht gestört zu haben. Umgekehrt war es aber gänzlich anders, zumal anscheinend nicht nur die Unterbringung, sondern zumindest auch ein Teil der Gymnastik im Parkhaus stattgefunden hat. Man höre dazu den Bibliothekar – Walter Karbe, damals bereits im 65. Lebensjahr:

„... das Verhängnis ... nahte ... in Gestalt der Sportschule. Ihrer wachsenden Bedeutung entsprach ihr Ausdehnungsdrang, und so hatte sie dem Rat des Kreises das Parkhaus kurzerhand abgekauft. Die Bewohnerschaft des obersten Stockwerkes wurde entfernt, an die beiden anderen konnte man so leicht nicht heran. Sie blieben unverändert. Nach oben aber kamen, nachdem eine Zeit unendlichen Klopfens und Hämmerns verstrichen war, lauter Sportsmädel (Lehrerinnen), immer dreißig bis vierzig zur Zeit. Nun wurde es lebhaft, wie man sich denken kann, und ein fröhlicher Skandal erfüllte das Parkhaus. Dieses war eigentlich für Bewohner, die mit leisen Sohlen über Parkettfußböden glitten, bestimmt gewesen und daher keineswegs sehr massiv errichtet worden. Jetzt bogen sich die Balken unter Getrappel und Bockspringen.

Dies alles war für eine Bibliothek schon nicht passend, aber es sollte noch besser kommen. Denn es rang sich die Ansicht durch, daß rhythmische Tonfolgen für eine richtige Ausübung des leichten Turnsports ganz unerlässlich seien. Es wurden also Klaviere angeschafft und aufgestellt. Nun entstanden ‚Tonfolgen‘, daß es einen Hund jammern konnte. Diese stundenlangen Klimpereien mit anhören zu müssen war eine Strafe, die man seinem schlimmsten Feind nicht gönnen möchte. Man half sich, so gut es ging. Zwei Klaviere wurden bald in den ehemaligen Krankenstall abgeschoben, da paßten sie gut hin, sonst flüchtete man zeitweilig in geschützte Räume, aber das Ganze war doch ein Betrieb, wie er für ein wissenschaftliches Institut völlig fehl am Platze war.“

(Aus einer Denkschrift an das Mecklenburgische Staatsministerium von 1942 – die Karbe „eine schwere Maßregelung“ des Reichsstatthalters und Gauleiters Hildebrandt einbrachte; nach „Walter Karbe ... der sich die Heimat erwanderte. Herausgegeben und biographisch erläutert von Annalise Wagner. Rostock 1957“, S. 76 und 78).

Das Karbe-Wagner-Archiv als Heimat

Die Überschrift ist einem Zwischentitel eines Beitrags zum gleichen Anlaß im „Strelitzer Echo“ (Nr. 15 vom 24. Juli 1996, S. 5f.) entlehnt. „Das KWA war Heimat“, heißt es dort sehr richtig. Dieser Zwischentitel kennzeichnet nämlich eine nicht unwesentliche

Funktion dieser Einrichtung im geteilten Deutschland, die hier etwas näher beleuchtet werden soll. Diese Funktion wäre jedoch nicht möglich gewesen, hätte auch ein anderer Zwischentitel zugefallen: „Kein Zutritt für Westbesucher“; er kann hier erfreulicherweise noch weiter relativiert werden, als es in dem angeführten Beitrag selbst bereits geschehen ist (s. u.).

Besuche und Gespräche bei der Stifterin und ersten Leiterin des KWA, Annalise Wagner, hatten immer etwas von geistiger Heimkehr, besonders wenn man sich nicht nur der „Arbeiterklasse“, sondern der gesamten Geschichte und Kultur seiner verlassenen Heimat verbunden fühlte. Und das KWA ist schließlich in nuce das, was von der einstigen kulturellen „Dreieinigkei“ (Landesbibliothek, -archiv und -museum) des Landes Mecklenburg übriggeblieben bzw. wieder zusammengetragen worden ist. Außerdem waren die zumeist von Annalise Wagner verfaßten Hefte der Schriftenreihe des Archivs immer wieder gern gesehene Gegengaben zu den „Westpaketen“ – wenn man auch manches Mal das gleiche Heft von verschiedenen Seiten doppelt und dreifach erhielt, oft mit der anrührenden Entschuldigung: „Ja, was sollen wir denn sonst schicken.“

Aber auch nach Annalise Wagners „Rausschmiß“ 1974 (so ihr eigenes Wort; sie stand damals freilich bereits im 71. Lebensjahr) läßt sich Positives vermelden: Mir ist auch dann – in finstersten DDR-Zeiten – keine Genehmigung des Ministeriums des Innern bei der Benutzung des KWA abverlangt worden; ich hatte sie auch gar nicht erst eingeholt. Und wenn es in dem oben angeführten Beitrag heißt: „Trotzdem habe man im Archiv versucht, diese Bestimmungen zu mildern“ – so kann ich das nur dick unterstreichen: Mir hat der damalige Leiter des KWA Dieter Jürn, die gewünschten Dokumente eigenhändig mit seiner Kleinbildkamera abphotographiert und die Filme „in den Westen“ mitgegeben – allein um deren Preis in Mark der DDR – heute kann ich es ja verraten; und vielleicht vermögen nur noch Experten, das entsprechend zu „klassifizieren“ und zu würdigen.

Als Jürn mich dann nämlich wegen eines fehlenden Zeitungsbandes aus dem 19. Jahrhundert ins Stadtarchiv im Rathaus schickte, erwartete mich dort das komplette Kontrastprogramm. Ich mache es kurz: Kratzfuß beim Pförtner, er telefonierte gerade; husch die Treppe rauf; ja, Band vorhanden; bitte Benutzerschein ausfüllen und Ausweis vorzeigen – „Was, Wohnort Gütersloh, wo ist das denn?“ Anruf beim Pförtner: „Wie konnten Sie den Mann hier rauflassen!“ Ende.

Die Dokumentenfilme aus dem KWA mußte ich dann „nur noch“ – durch die Grenzkontrolle bringen. Aber, wie man sieht, den Kopf hat auch das nicht gekostet, nur ein paar Nerven ...

Nun ja, diese Verhältnisse sind inzwischen glücklich überwunden. Kommt man heute ins Karbe-Wagner-Archiv – und auch ins Stadtarchiv – wird man dort von Harald und Christiane Witzke mit offenen Armen empfangen. Beide Institutionen sind jede Unterstützung wert. Und wenn man liest, der Freundeskreis der KWA „hat heute 30 Mitglieder, davon leben zwei Drittel in den alten Bundesländern“, dann möchte man wetten, das sind fast alles ehemalige Neustrelitzer – könnte das den heute (noch) dort Beheimateten vielleicht zu denken geben?

Horst Börjesson

Buchbesprechungen

Das deutsche Kriegsnotegeld/Reprintdruck aus Neustrelitz

Neustrelitz. Kriege kosten viel Geld. Sie lösen unweigerlich Finanzkrisen aus, die besonders die Bevölkerung zu spüren bekommt. Das Geld wird knapp und Kleinmünzen verschwinden recht schnell aus dem Zahlungsverkehr. So war es beispielsweise im Dreißigjährigen Krieg, als die sogenannten „Klippen“ als Zahlungsmittel in den Umlauf kamen, sechs- und achteckige Ersatzmünzen statt der runden Geldstücke.

Während und nach dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918 wurden in Deutschland verschiedene Notgeldscheine gedruckt und als gültiges Zahlungsmittel in Umlauf gegeben. Die Notgeldscheine fanden bald ihre Sammler. Private Geschäftsleute und auch kommunale Einrichtungen entdeckten hier recht bald einen „Markt“, den sie mit immer neuen Notgeldscheinen befriedigten. Da die gesetzgebenden Organe gar nicht so schnell reagieren konnten, schlüpfen so manche Drucke durch die Maschen, die ohne Genehmigung als echte Notgeldscheine vertrieben wurden. Andere Drucke wurden zwar genehmigt, erfüllten aber nicht die Aufgaben als amtliches Zahlungsmittel. Hierzu zählen 70 sogenannte „Reutergeldscheine“, die beispielsweise in Mecklenburg vertrieben wurden. Diese „Scheine“ hatten mehr Werbecharakter.

Wer sich mit der Problematik „Notgeld“ beschäftigen möchte, hat jetzt Gelegenheit, einen „numismatischen Leckerbissen“ aus dem Verlag Lenover Neustrelitz zu erwerben. Als Reprint ist in diesem Verlag von Gustav Prange die zweibändige Ausgabe „Das deutsche Kriegsnotegeld“ aus den Jahren 1921/22 erschienen. In dem Reprint werden verschiedene Notgeldarten beschrieben. Beispielsweise Notgeldaussagen aus Pappe, Porzellan und Leder. Sogar Briefmarken wurden als Ersatzgeld eingesetzt. Im Detail werden einzelne Ausgaben exakt beschrieben. Aus dem Mecklenburg-Strelitzer Raum werden „Der Kriegsgewinnler“ (50 Pfennig) und „Das Eselsgespann“ (25 Pfennig) der Stadt Strelitz (Alt) sowie „Der arme Heinerle (25 und 50 Pfennig) aus Neustrelitz vorgestellt. Hinzu kommen noch Gutscheine im Nennwert von 3, 5 und 10 Mark aus dem Jahre 1914 und 50-Pfennig-Scheine aus dem Jahre 1918. Diese Kriegsnotegeldscheine wurden in Neustrelitz ausgegeben.

Auch die berühmt gewordenen Neustrelitzer „Goldenen Hochzeitszehner“ aus dem Jahre 1893 werden in dem Reprint beschrieben. Diese Geldscheine hatten aber nichts mit dem Kriegsnotegeld zu tun.

Für Notgeldscheinsammler ist der Reprint eine Fundgrube, denn es werden hier umfangreiche Fakten und Informationen aus erster Hand vermittelt.

Gustav Prange, Das deutsche Kriegsnotegeld. Eine kulturgeschichtliche Beschreibung, Reprint der 2. Auflage Görlitz 1921/22, zwei Bände, kkk-Verlag Sassenburg und Verlag Lenover, Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-28-0, Preis: DM 150,00. GSY

* * *

100. Todestag von Daniel Sanders

Am 12. November 1819 wurde Daniel Sanders als Kind einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Strelitz (Alt) geboren. Kurz nach der Geburt starb die Mutter und der Vater übernahm die Erziehung seiner Söhne Alexander und Daniel. Bis zum 12. Lebensjahr besuchte Daniel die jüdische Schule in Strelitz (Alt). 1831 wechselte er zum Gymnasium Carolinum nach Neu-Strelitz über. Hier reifte der Entschluß, Lehrer zu werden.

Nach verlassen des Carolinums studierte er an den Universitäten in Berlin und Halle. 1842 kehrte Daniel Sanders als preußischer Oberlehrer, mit der Doktorwürde versehen, in seine Vaterstadt zurück. Hier übernahm er ein Lehramt an der jüdischen Schule. 1844 begann Daniel Sanders mit seinen sprachwissenschaftlichen Studien und wurde Mitarbeiter verschiedener fachwissenschaftlicher Zeitschriften. Als er sich nach 1847 zusammen mit Adolf Glaßbrenner und anderen politisch betätigte, ziehen erste düstere Wolken auf. 1852 wird die jüdische Schule geschlossen und Glaßbrenner wird des Landes verwiesen. Hiermit beginnt auch eine Wende im Leben Daniel Sanders'. Ein Verlag in Leipzig möchte ein deutsches Wörterbuch herausgeben. Sanders nimmt das Angebot an und wird zu einem der angesehensten Wörterbuchschreiber seiner Zeit.

Mitten in einer umfangreichen Arbeit am Muretschen Wörterbuch erkrankt Sanders schwer und stirbt am 11. März 1897.

Aus Anlaß des 100. Todestages des Strelitzer Sprachwissenschaftlers hat der Verlag Lenover Neustrelitz ein „Kleines Zitateslexikon“ herausgegeben. Während seiner sprachwissenschaftlichen Forschungstätigkeit hatte Daniel Sanders fleißig Zitate von Zeitgenossen gesammelt. Hieraus sollte eines Tages ein neues Werk entstehen: ein Zitateslexikon. Doch zu Lebzeiten wurde dieses Vorhaben immer wieder verschoben. Erst 1899, zwei Jahre nach dem Tode Sanders', erschien das Lexikon mit rund 12 000 Zitaten. Nun liegt eine kleine Auswahl dieser Zitatesammlung zur Erinnerung an den Strelitzer Sprachforscher vor.

Daniel Sanders, Kleines Zitateslexikon, Schriftenreihe „Strelitzer Geschichte(n)“, Heft 10; ausgewählt, bearbeitet und herausgegeben von Gerhard Schley, Verlag Lenover Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-23-X, 64 Seiten, Preis: 9,90 DM GSY

* * *

Inferno über Groß Trebbow

Zu DDR-Zeiten war dieses Thema tabu. Es wurde verdrängt, weil es nicht in das sozialistische Gesellschaftsbild paßte. Wie hat sich ein Großteil der Angehörigen der Roten Armee wirklich gegenüber der deutschen Bevölkerung verhalten, als der Zweite Weltkrieg im Mai 1945 zu Ende war? Waren sie als Befreier gekommen oder als neue Unterdrücker? Klaus Giese hat in der Schriftenreihe „Strelitzer Geschichte(n)“, Heft 8, ein erschütterndes Tagebuch des Industriellen Max Zeiler aus Berlin vorgelegt.

Die Tagebuchaufzeichnungen beginnen am Sonntag, dem 29. April 1945 und enden am Donnerstag, dem 5. Juli 1945. Im Jahre 1930 waren Max und Gertrud Zeiler aus Berlin nach Groß Trebbow (heute Landkreis Mecklenburg-Strelitz) gezogen. Gertrud Zeiler, eine erfolgreiche Reiterin und Fahrerin in den zwanziger Jahren, hatte den Wunsch gehegt, einst ein eigenes Trabergestüt aufzubauen. In Groß Trebbow bei Neustrelitz sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Für die damals stolze Summe von 150 000 Reichsmark entstanden im Laufe der nächsten Jahre ein moderner Pferdestall mit zehn Boxen und eine riesige Reit- und Fahrhalle. Hinzu kamen ein Stall für drei Hengste und alle notwendigen Wirtschaftsgebäude. Neben der Herrschaftswohnung entstanden Unterkünfte für die Angestellten und eine Verwalterwohnung. Der Anschluß an das allgemeine Elektrizitätsnetz machte modernes Wirtschaften möglich. Ein kleines hofeigenes Wasserwerk versorgte Stallungen und Wohnbereiche. Innerhalb von sechs Jahren entstand in Groß Trebbow ein Trabergestüt mit bestem Ruf.

Die ersten düsteren Wolken zogen mit Kriegsbeginn 1939 herauf. Die Landwirtschaft mußte wieder intensiver für die Eigenversorgung betrieben werden. Der Kuhstall wurde erweitert, ebenso die Mastschweinehaltung. Lupinen, Roggen, Kartoffeln und Runkeln wurden angebaut. Mit Beginn des letzten Kriegsjahres 1945 brachte das Inferno über den einst vorbildlichen Betrieb in Groß Trebbow herein. Zuerst kamen Tausende von Flücht-

lingen, dann Russen, Polen und auch Franzosen. Mit ihnen kamen Plünderungen, Vergewaltigungen und Vertreibung. Ein beklemmendes Gefühl überkommt den Leser beim Lesen der Tagebuchaufzeichnungen.

Als es dem Ehepaar Zeiler Anfang Juli 1945 gelingt, eine Reiseerlaubnis nach Berlin zu erhalten, stehen sie wie Millionen andere Menschen auch vor einem Scherbenhaufen. Ein Teil ihres Lebenswerkes ist zerstört. Rinder, Schweine und Pferde in Groß Trebbow wurden geschlachtet, verendet oder wurden abgetrieben. Gebäude sind in Flammen aufgegangen. Die Sieger haben sich ausgetobt ...

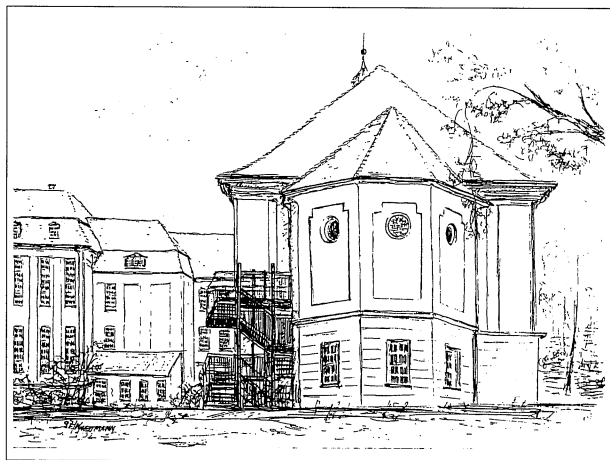
Klaus Giese, Groß Trebbower Requiem, nach dem Tagebuch von Max Zeiler, Frühling 1945, Schriftenreihe „Strelitzer Geschichte(n)“, Heft 8, Verlag Lenover Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-20-5, 72 Seiten, Preis: 9,90 DM. GSY

* * *

„Carolinum Neustrelitz“ als Zeichenmappe erschienen

Neustrelitz: 1923 wurde durch die Regierung und den Landtag des Freistaates Mecklenburg-Strelitz der Bau eines neuen Schulhauses am Glambecker See in Neustrelitz beschlossen. Nach zweijähriger Bauzeit konnten dann 1925 300 Schüler des Realgymnasiums und 310 Schüler des Gymnasiums in den Neubau umziehen. Der Name der neuen einheitlichen Lehranstalt: „Carolinum“. 1935 kann der 140. Jahrestag des Bestehens des Gymnasiums „Carolinum“ gefeiert werden. Vier Jahre später, 1939, wird das Schulgebäude durch die Wehrmacht beschlagnahmt und als Militärlazarett genutzt. 1945 wird das Gebäude dann durch die Rote Armee beschlagnahmt und zum Militärkrankenhaus und

„Haus der Offiziere“ (HdO) umfunktioniert. Erst mit dem Abzug der Sowjetarmee aus Deutschland wird das Gebäude frei. Bald steht die Entscheidung fest: das Gebäude soll wieder als Schule genutzt werden. Ende Juli 1994 beginnen die Sanierungsarbeiten, die bis in das Jahr 1997 andauern. Im August diesen Jahres wird es soweit sein. Das Schulgebäude wird ein zweites Mal eingeweiht.



Carolinum Neustrelitz, Seitengebäude, Hofansicht Carlstraße
Zeichnung: Wilfried Neumann, 1997

Der Kunsterzieher Wilfried Neumann hat die einzelnen Etappen der Sanierung verfolgt und mit dem Zeichenstift festgehalten. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen hat er jetzt in einer Mappe mit

dem Titel „Carolinum Neustrelitz“, die im Verlag Lenover Neustrelitz erschienen ist, vorgelegt. Zunächst finden wir in der Mappe einen Blick auf das Schulgebäude vom Glambecker See aus gesehen. Es folgen dann Detailzeichnungen: Eingang von der Straßenseite, das Hauptgebäude von der Hofseite, das Hauptgebäude mit Treppenturm, das Seitengebäude mit Außentreppe und Durchgang. Eine Fensterstudie schließt den Rundblick um das Schulgebäude ab. Eine weitere Detailstudie zeigt das ehemalige Marienpalais, das bis 1991 als Erweiterte Oberschule „Clara Zetkin“ und ab 1991 als „Gymnasium Carolinum“ genutzt wurde. Als Abschluß folgt noch eine Zeichnung aus dem Stadtzentrum: Blick von der Bruchstraße zur Stadtkirche.

Als Erinnerung an den Neubeginn des „Carolinums“ am Glambecker See in Neustrelitz ist die Mappe mit 12 Zeichnungen ein gelungenes Präsent für die Altschülerschaft und die neuen Gymnasiasten, die das alte neue Schulgebäude im Sommer 1997 beziehen werden.

Wilfried Neumann, Carolinum Neustrelitz, 12 Zeichnungen, Verlag Lenover Neustrelitz 1997, Unverbindliche Preisempfehlung DM 14,90. GSY

* * *

Gerhard Schley: Wertvolle numismatische Aufzeichnungen wieder in Neustrelitz

Neustrelitz. Eine umfangreiche Sammlung schriftlicher Aufzeichnungen über Münzen- und Medaillenprägungen des ehemaligen Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz konnten die Neustrelitzer Münzfreunde jetzt als Kopien an den Ort zurückbringen, wo sie einst ein numismatisch interessierter Amtsrichter zu Papier gebracht hat. Es handelt sich um 1255 Kopien, die nach Neustrelitz zurückkehrten.



Vorderseite: 3-Pfg.-Kupfermünze aus dem Jahre 1953 (wurde 1996 nachgeprägt)
Zeichnung: Ulrich Horn

1982 waren die Originalaufzeichnungen in der damaligen Bezirksbibliothek Neubrandenburg entdeckt worden. Vermutlich gehörten die Manuskripte einstmals zum Bestand der Mecklenburg-Strelitzer Landesbibliothek und kamen nach deren Auflösung zur Bezirksbibliothek, die damals noch ihren Sitz in Neustrelitz hatte. Nach dem Umzug der Bibliothek landeten die Aufzeichnungen dann in Neubrandenburg, wo sie über Jahre unbeachtet blieben.

Nach der Entdeckung der umfangreichen numismatischen Aufzeichnungen nahmen mehrere Neubrandenburger Münzfreunde die Forschungsarbeit auf und sichteten zunächst die einzelnen Blätter über die Geschichte Mecklenburg-Strelitzer Münz- und Medaillenprägungen, Orden, Geldschein- und Notgeldausgaben von 1701 bis 1912. Es wurden Kopien angefertigt und es mußte die „Deutsche Schrift“ in die „Lateinische Schrift“ übertragen werden.

Die Texte wurden dann mit Schreibmaschine gesichert. Einzelne Forschungsergebnisse wurden in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlicht, doch zu einer zusammenfassenden Veröffentlichung der aufgefundenen numismatischen Aufzeichnungen kam es nicht.

Wer war nun der Verfasser dieser umfangreichen Aufzeichnungen? Aus aufgefundenen Briefen geht hervor, daß die numismatischen Informationen von Ulrich Horn

stammen. Ulrich Horn wurde am 23. Juni 1866 in Woldegk geboren. Sein Vater war der Advokat und spätere Landgerichtsrat in Neustrelitz Ulrich Friedrich Hermann Ernst Horn. Seine Mutter Marie war eine geborene Sandmann. Seine Eltern besaßen eine ausgeprägte Sammlerleidenschaft, die dazu führte, daß sich der junge Ulrich Horn schon bald für die Münz- und Wappenkunde interessierte. Auf dem Gebiet der Numismatik eig-



Vorder- und Rückseite: 4 Schillinge 1847, Porträt Großherzog Georg

Zeichnung: Ulrich Horn

nete er sich bedeutende Sachkenntnis an und trug in wenigen Jahren eine umfangreiche und wertvolle Münzsammlung zusammen.

Seine erste Schulbildung erhielt er in Woldegk. Es folgten die Realschule in Schönberg und das Gymnasium in Neustrelitz. Sein Reifezeugnis erhielt er am 1. Oktober 1887 am Gymnasium Carolinum in Neustrelitz. Anschließend studierte er Rechtswissenschaft in Berlin, Leipzig und Rostock. Am 14. Oktober 1893 bestand er seine erste juristische Prüfung. Er war danach beim Amtsgericht in Neustrelitz und Friedland tätig.

Am 1. Juli 1898 wurde Ulrich Horn Amtsrichter beim Amtsgericht in Neustrelitz. Am 22. Juli 1909 wurde er zum Amtsgerichtsrat ernannt. Verheiratet war Horn nicht. In seiner Freizeit widmete er sich ausgiebig seinem Hobby, der Numismatik. Sein Spezialgebiet waren Münzen, Medaillen, Orden und Ehrenzeichen sowie Geldscheine des Landes Mecklenburg-Strelitz. Seine numismatischen Aufzeichnungen, die der Nachwelt erhalten blieben, sind sehr wertvoll für die Forschungsarbeit. Sein besonderer Verdienst besteht darin, daß er zahlreiche Varianten Mecklenburg-Strelitzer Münzen beschrieben hat, die bisher in keiner Veröffentlichung vorgestellt wurden. Vermutlich hatte Horn die Absicht, seine Forschungsergebnisse zu veröffentlichen.

Zwei numismatische Beiträge aus seiner Feder sind heute bekannt. Leider konnte er sein Vorhaben nicht fortführen. Er erkrankte und fuhr zu einem Kuraufenthalt nach Braunlage im Harz. Hier verstarb er plötzlich am 14. März 1912.

Die Aufzeichnungen von Ulrich Horn gelangten nach dessen Tod vermutlich in die Hände des Bruder Carl-Egon Horn, am 19. Juni 1880 in Neustrelitz geboren, der später als Bankbeamter in Berlin lebte. Sicherlich interessierte er sich nicht für die Numismatik. Er wird die Aufzeichnungen seines verstorbenen Bruders dem Mecklenburg-Strelitzer Münzkabinett überlassen haben, von wo sie dann sicherlich in die Landesbibliothek kamen.

Der Weg, den die Aufzeichnungen genommen haben, wird sich wohl heute kaum noch rekonstruieren lassen. Wichtig ist, daß die wertvollen numismatischen Aufzeichnungen von Ulrich Horn erhalten geblieben sind und für die Forschungsarbeit zur Verfügung stehen. Die Neustrelitzer Münzfreunde wollen sich darum bemühen, daß die Kopien für Forschungszwecke zukünftig im Karbe-Wagner-Archiv und im Museum der Stadt Neustrelitz genutzt werden können.



Vorder- und Rückseite: Fünf Taler Gold (Pistole) 1754,
Porträt Herzog Adolph Friedrich IV Zeichnung: Ulrich Horn



Silber-Medaille aus der Regierungszeit von
Herzog Adolph Friedrich IV. (1752–1794) Zeichnung: Ulrich Horn

Familiennachrichten

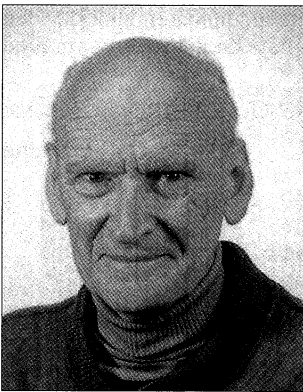
Runde Geburtstage bis 30. April, soweit sie der Redaktion bekannt sind:

Heinz Diederichs, 2. Januar, 85 Jahre; Rudolf Lessing, 14. Januar, 80 Jahre; Anulf Michaelis, 14. März, 85 Jahre; Helga Pape, 29. März, 85 Jahre; Dr. Friedrich Tiedt, 2. April, 85 Jahre.

* * *

Dr. Rudolf Lessing zum 80. Geburtstag

Am 14. Januar wird Dr. Rudolf Lessing 80 Jahre alt. 1917 in Berlin geboren, Jugendzeit auf Gut Godendorf in Mecklenburg, 1935 Abitur in Neustrelitz, anschließend Heeres-Veterinär-Akademie und TiHo Hannover, 1939 Staatsexamen, 1914 Promotion.



Dr. Rudolf Lessing

Von Anbeginn bis Ende des Krieges war er Veterinär-offizier in verschiedenen Dienststellungen, zuletzt Stabsveterinär im Heeresgestüt Hostau im ehem. Sudetengau, 80 km westlich von Pilsen. Als Gestütsveterinär war er für etwa 400 Lipizzaner zuständig, das waren alle für die Zucht bedeutsamen Vertreter dieser edlen Rasse aus den europäischen Zuchtgebieten.

Als im April 1945 das Gestüt zwischen die Fronten der US-Army und der Roten Armee geriet, galt es, die Pferde vor dem Zugriff der Russen, die u. a. das Gestüt Gladitz vollständig zerstört hatten, zu retten. Wagnis oder Wunder, besser Wagnis und Wunder. Es gelang Rudolf Lessing in 60stündigem Nonstop-Einsatz die Amerikaner von einer zunächst aussichtslos erscheinenden Rettung der Lipizzaner zu überzeugen. Die Verhandlungspartner als passionierte Pferdefreunde erkannten alsbald den Wert der kostbaren Beute, die Lessing ihnen zuzuführen gedachte.

Und doch sollte sein Husarenstück mit zweimaliger Überquerung zweier feindlicher Linien vergebens gewesen sein. Während seiner Abwesenheit hatte sich die militärische Lage grundlegend geändert. Ein neuer Befehlshaber war dabei, die Region Hostau um jeden Preis gegen die russische Übermacht zu verteidigen. Lessings Kapitulationsverhandlungen wurden aufs schärfste mißbilligt. Seiner eigenmächtigen Aktivitäten wegen mußte er jetzt sogar um sein Leben fürchten.

Nach äußerst schwierigen Verhandlungen waren letztlich aber doch seine Argumente überzeugend: „Der längst verlorene Krieg könne in Hostau nicht mehr gewonnen werden, allein der Verpflichtung, die unersetzlichen Pferde zu retten, dürfen wir uns nicht entziehen.“ Die Rettung der Pferde gelang. Rudolf Lessings Leistungen und Verdienste fanden gebührende Anerkennung. Er wurde alsbald auch für die Amerikaner unentbehrlich und als „höchstqualifizierter Tierarzt und wertvoller Berater in allen hippologischen Belangen“ in den Dienst der US-Kavalleriebrigade übernommen. Später erhielt er wiederholt Einladungen in die USA und wurde Ehrenmitglied der 2nd Cavalry.

40 Jahre danach, Rudolf Lessing ist längst auch Ehrenmitglied der Spanischen Reitschule, empfing ihn in Wien eine österreichische Regierungsdelegation und lud ihn zu einer Galavorstellung ein. Zum 50jährigen Jubiläum kam die Reitschule, ihm zu Ehren, nach Bremen und füllte die Stadthalle dreimal bis auf den letzten Platz. 16000 Zuschauer waren begeistert. Zuvor wurde vor über hundert geladenen Gästen das Buch „Gespräche

mit einem Pferdeman: Dr. R. Lessing“ von D. Arnold vorgestellt. (vgl. DTBl. 4/1996, S. 401). Die Laudatio zu diesem besonders die Lipizzaner betr. Buch wurde vom Leiter der Spanischen Reitschule Wien, Hofrat Dr. Oulehla, gehalten.

Als im Herbst 1945 einige der geretteten Pferde in die USA transportiert wurden, stand an den Verladerrampen im Bremer Überseehafen der routinierte, der mit der Materie bestvertraute Rudolf Lessing als verantwortlicher Tierarzt. Im Frühjahr 1946 ließ er sich als praktizierender Tierarzt in Bremen-Blumenthal nieder. Schwerpunkt war natürlich die Pferdepraxis; im nordwestdeutschen Raum wurde sein Name alsbald zu einem Begriff in der Reiterszene. 38 Jahre lang war er Fachlehrer für Jockey- und Bereiterlehrlinge an der Berufsschule Bremen, seit 1948 auch Richter für Dressur- und Springprüfungen. Für Bremen ist Lessing einziger Sachverständiger für Pferdezucht und -haltung.

Vorsitzender des renommierten Reitclubs General Rosenberg in Schwanewede sowie Mitglied der Rennleitung beim Bremer Rennverein war er von 1949 bis 1968. Im Bund deutscher Veterinäroffiziere hatte er den Vorsitz von 1986 bis 1992. In der Tierärztekammer Bremen war Rudolf Lessing ein Mann der ersten Stunde, ein langjähriges Vorstandsmitglied. Sein umfassendes Allgemeinwissen, seine berufspolitischen Ambitionen und die stete Bereitschaft, sich für unsere Belange einzusetzen, machten ihn für den Berufsstand unentbehrlich. Er ist unser Nestor. Die Kammer hat ihn zum Ehrenmitglied ernannt.

Wünschen wir dem Jubilar, daß ihm und uns seine gute Gesundheit und geistige Frische noch recht lange erhalten bleiben.

G. Hahn

* * *

Geburtstage über 80 Jahre, soweit sie der Redaktion bekannt sind:

Hans Lanzius, 17. November, 88 Jahre; Ludwig Dörbandt, 22. November, 84 Jahre; Charlotte Heitmann geb. Schmidt, 27. November, 86 Jahre; Brigitte Eger geb. Jerchel, 1. Dezember, 83 Jahre; Dora Bernebee-Jay, 15. Dezember, 82 Jahre; Ruth Vogeler geb. Haberland, 17. Dezember, 87 Jahre; Anneliese Maerten geb. Siebert, 17. Dezember, 88 Jahre; Theodor Knacke, 20. Dezember, 86 Jahre; Dr. Otto Witte, 23. Dezember, 89 Jahre; Dr. Hans Boldt, 24. Dezember, 83 Jahre; Erika Steinhagen geb. Meyer-Bothling, 6. Januar, 87 Jahre; Thankmar Steuding, 26. Januar, 82 Jahre; Kurt Fischer, 27. Januar, 86 Jahre; Erika Benfer geb. Schwenn, 5. Februar, 82 Jahre; Marga Pollitz geb. Rohrbeck-Weitendorf, 12. Februar, 94 Jahre; Kurt Werdermann, 18. Februar, 87 Jahre; Johannes Benzin, 25. Februar, 87 Jahre; Dr. Fritz Krog, 26. Februar, 93 Jahre; Klaus Lange, 27. Februar, 81 Jahre; Ruth Roth geb. Tolzien, 13. März, 93 Jahre; Maja Rüggeberg geb. Hittenkofe, 14. März, 87 Jahre; Karl Anders, 23. März, 88 Jahre; Ferdinand Anders, 23. März, 82 Jahre; Walter Karberg, 25. März, 88 Jahre; Edith Kohlhasse geb. Ryssel, 28. März, 87 Jahre; Liesbeth Mollé geb. Heitmann, 28. März, 92 Jahre; Gertrud Schütze geb. Pogoda, 29. März, 83 Jahre; Rolf Galle, 4. April, 86 Jahre; Dr. Andreas Dehn, 21. April, 84 Jahre; Dr. Constantin Blanck, 23. April, 87 Jahre.

* * *

Nachrufe

Am 31. Januar d. J. verstarb unser Caroliner *Roderich Schröder* im 90. Lebensjahr.

Roderich Schröder besuchte das Carolinum von 1918 bis 1926. Nach dem Abitur und praktischer Ausbildung im Bauhandwerk widmete er sich dem Studium der Architektur. Danach betrieb er ein Architektenbüro, zuletzt in Hannover. Hervorzuheben sind eine Reihe von Kirchenbauten. Auch war er Hausarchitekt der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft a. G. in Hannover.

In der Altschülerschaft war er viele Jahre im Vorstand tätig. In den siebziger Jahren widersetzte er sich gemeinsam mit Michel Ludewig und Otto Heiperts erfolgreich den Auflösungsbestrebungen einiger Caroliner. Von 1975 bis 1987 hat er als Schriftleiter dieser Zeitschrift die Tradition und Erinnerung im Sinne der Altschülerschaft erhalten und ist den geistigen und kulturellen Strömungen unserer Zeit gerecht geworden. Nach der Wende hatte er bei der Suche nach der verschollenen Stiftungstafel des Herzogs Carl Erfolg und sorgte für deren Restaurierung und Wiederanbringung.

Ein Augenleiden, das auch durch eine Operation nicht gebessert wurde, schwächte seine Sehkraft von Jahr zu Jahr mehr, so daß er ohne Begleitung seiner Frau nicht mehr am öffentlichen Straßenverkehr teilnehmen konnte. Von der Altschülerschaft nahmen Michel Ludewig und Günther Jonas an der Beisetzung teil. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

* * *

Am 13. Januar d. J. verstarb unsere Lyzeistin *Victoria Heinze* geb. Piper im Alter von 72 Jahren. Sie war die Tochter unseres früh verstorbenen Viktor Piper aus dem Piperschen Hause in der Seestraße 32. Ihre Mutter war Emmi geb. Hamann aus Hohenzieritz. Es trauern um sie ihr Mann Gerhard, ihre Kinder und Enkelkinder.

* * *

Im Alter von 87 Jahren verstarb am 22. Januar d. J. nach langer schwerer Krankheit unsere Lyzeistin *Lotti Roewer* geb. Schröder. Sie war verheiratet mit unserem Caroliner Dr. med. vet. Hans Roewer, der bis zu seinem Tode als Tierarzt in Mirow tätig war. Ihr Vater war der Justizbeamte Georg Schröder aus der Seestraße.

* * *

Am 1. März verstarb unsere Lyzeistin *Dorothea Meyer-Bothling* wenige Tage vor Vollendung des 90. Lebensjahres. Sie machte 1926 ihr Abitur und widmete sich anschließend dem Studium Deutsch, Englisch und Geschichte. 1932 legte sie an der Universität Rostock das Staatsexamen ab. Anschließend Referendarzeit am Carolinum sowie weiterer Schuldienst in Doberan, Rostock und Referendarausbildung in Neukloster. 1949 ging sie in den Westen und war bis zu ihrer Pensionierung (1972) am Bavink-Gymnasium in Bielefeld tätig. Vor einigen Jahren zog sie zu ihrer Nichte nach Berlin.

* * *

Verspätet erfuhren wir, daß unsere frühere Lyzeistin *Gretchen Jacobs* geb. Christensen im Alter von 95 Jahren am 4. Juli 1996 in Hamburg verstorben ist. Sie war die Tochter des Konservenfabrikanten Christensen und verheiratet mit Hermann Jacobs, dem früheren Theaterintendanten unseres Landestheaters. Nach dem Theaterbrand (1924) ging sie mit ihrem Mann nach Bremen. Nach dem Tode ihres Mannes verlegte sie ihren Wohnsitz nach Hamburg, wo ich sie gelegentlich bei gemeinsamen Freunden traf.

* * *

Wir wir verspätet erfuhren, verstarb am 12. September unser Caroliner *Helmut Gering*, Major a.D., im Alter von 86 Jahren. Nach dem Abitur ging er als Offiziersanwärter zur Reichswehr. Später gehörte er dem Inf. Reg. 48 an. Im Kriege erlitt er eine schwere Kopfverwundung und wurde aus der Wehrmacht entlassen. Sein Bruder Ruprecht – ebenfalls Offizier – wurde von der Gestapo mit dem Attentat auf Hitler in Verbindung gebracht und in Berlin erschossen.

Wir verneigen uns in stiller Trauer.

25jähriges, 40jähriges Abiturjubiläum

25jähriges Abiturjubiläum

Kirsten Ahlgrimm
Bernd Albrecht
Ingeborg Ahlgrimm
Hans-Ulrich Behm
Manfred Bredow
Irina Baeter
Dirk Berg
Evelyn Bialke
Barbara Bartnik
Sieglinde Biedermann
Ute Buhrke
Bernd Brinkmann
Thomas Brandt
Rowitha Böttcher
Silke Berkholz
Bernd Beier
Marga Bewersdorf
Martina Baeger
Gerhard Blüthgen
Walburga Brossmann
Lothar Buck
Sylke Dräger
Manfred Drehmel
Norbert Erben
Bernd Ender
Petra Falkenberg
Stefan Fitzer
Roland Fischer
Wolfgang Fechner
Margrit Fitzthum
Wolfgang Gentzen
Gudrun Gramkow
Peter Gerstenberg
Jürgen Haase
Bärbel Haas

Liane Hank
Hans-Georg Hanus
Astrid Hartmann
Eva Haase
Sabine Hummel
Cornelia Hacke
Burkhard Hintze
Lothar Jerke
Bernhard Knys
Reinhard Kaelke
Hartmut Kramp
Liane Krüger
Ursel Krüger
Uwe Kasten
Doris Krage
Peter Krause
Elisabeth Kittelmann
Marlies Kittendorf
Bernd Kuschow
Eleonore Krüger
Hans-Hermann Köster
Dietlinde Lange
Willfried Lebrenz
Edeltraut Lauszus
Roswitha Leipelt
Dietrich Mohrmann
Dagmar Müller
Wilfried Meier
Beate Menzel
Mechthild Müller
Peter Otte
Thomas Napieraj
Hartmut Ossyra
Martina Penschinski
Sabine Pade

Hans Petersen
Gertrud Rachow
Margitta Rudolph
Brunhild Reich
Margrit Runge
Gundula Runge
Hermann Sempert
Wolfgang Scheller
Elfi Sziburr
Ute Schöneck
Michael Schüler
Norbert Schmidtchen
Ellen Schenz
Christine Schmidtke
Dietmar Schwerin
Ulrike Schwarz
Renate Stamer
Martin Stöhring
Susanne Steffen
Gert Steinhagen
Christian Stratonowitsch
Heidrun Taege
Livia Thedran
Brigitte Ulrich
Karla Uszeck
Silke Voigt
Roswitha Walter
Sylvia Werner
Anne-Dore Werner
Ute Wenzel
Christine Wulkawitz
Gudrun Werner
Wolfgang Ziemann
Uwe Zimmermann

40jähriges Abiturjubiläum

Max Apitz
Hilmar Borutta
Margarete Brechtel
Heike Deutschmann
Franz-Georg Donges
Hans-Jürgen Gau
Erhard Gundlach
Horst Hafemann
Klaus Handrik
Christa Heidrich
Brigitte Hüllge
Kurt Ihrke
Arno Kapahnke
Egon Klöcking
Jürgen Koch
Detlef Kurzweil
Hans-Joachim Lubs
Hans-Christian Mechsner
Karl-Günter Neumann

Rolf Priebe
Hans-Jürgen Raschke
Christel Roewer
Herbert Roewer
Martin Schülke
Gerd Steinberg
Helga Thiel
Klaus-Peter Wehrmeister
Monika Wagner
Helmut Bloss
Bernd Brameyer
Manfred Brodisch
Hannelore Dinse
Günter Fanselow
Heinz-Jürgen Günther
Jürgen Gütschow
Eva Hagenow
Brigitte Hanke
Herta Heller

Monika Holm
Edda Jahnke
Brigitte Kiekebusch
Wilfried Knaak
Wilfried Köpping
Marlene List
Joachim Maron
Erwin Müller
Gerd Onnasch
Siegmond Quitschau
Christa Reich
Marianne Reuter
Horst Sauer
Eberhard Schulz
Manfred Strohscheer
Joachim Toewe
Klaus Wegener

Finkenzug

Wippender Finkenschwarm
drängt nun gen Norden;
ist's doch nach Winters Harm
Frühling geworden.

Noch lebt die Erde
nach Gottes Gesetzen.
Daß niemals werde
Verderb ihren Schätzen!

Droht ihr doch Tod
in unseren Zeiten.
Wende die Not
in gesegnetem Streiten!

Klaus Giese
Alt Strelitz/Quickborn (Elbe), März 1997